

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 15. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 15. April 1857. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. V. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Promenaden-Toiletten.

Figur 1. Robe von kastanienbraunem Moiré antique, vorn zu beiden Seiten des Rockes mit braunen nach oben schmaler werdenden Sammetstreifen à bandes besetzt. Leibchen ohne Schöße mit Revers von braunem Sammet, welcher sich dem schürzenartigen Besatz des Rockes anschließt. Weite, offene Ärmel, mit einem Schrägstreifen von braunem Sammet garnirt und mit weißem Moiré antique gefüttert. Kleiner Pariser Kragen mit venezianischer Spitze; Ballon-Unterärmel von Tüll mit kleinen Pariser Manschetten. Hellgraue Handschuhe. Kurzer Mantel von schwarzem Sammet, unter dem großen, mit reicher Borde und Eichelfransen besetzten Juchu in flache Falten gelegt. Der untere Rand des Mantels, welchen die auf der Abbildung fehlende Eichelfranze allerdings ein geeigneter Schmuck sein würde, ist wie die Ärmel mit gleicher Borde garnirt.

Hut von schwarzen Spitzen, mit gelb und schwarzem Sammet und Federbouquets derselben Farben verziert. Im Innern des Schirms Goldknöpfchen von Sammet; Kinnseife von gelb und schwarzem Sammet.

Figur 2. Kleid von schwarzem Taffet, dessen Volants mit schmalen schwarzen Sammetband besetzt sind. Das Leibchen mit Schooß hat dieselbe Garnitur.

Ueberzieher (Redingote) von grauem Tuch, ähnlich wie die der Herren geschnitten, mit Taschen an der Seite, Armelausschlag und gespaltene Ueberschlag tragen.

Gefalteter Spitzenkragen, Unterärmel von Spitzen; dunkelgelbe Handschuhe.

Hut von grauem Atlas, am Rande des Schirms mit rother Sammetrolle verziert, welche sich zur Garnitur des Bavolets verlängern und im Verein mit weißer Blonde den Schmuck desselben bilden.

An einer Seite des Hutes drei graue Federn, deren eine sich bis ins Innere des Schirms neigt, während die zwei andern auf das Bavolet zurückfallen. Auf der andern Seite im Innern des Schirms ein Zweig rother Fuchssien. Hutbänder von grauem Atlas.

Der Weg zum Lachen.

Von Jacob Corvinus.

I.

Es war einmal Einer, der zog aus — nicht um das Gruseln, sondern um das — Lachen zu erlernen. Ein gar trübselig-seltsamlicher Gesell!



Der gute Mann hatte Mancherlei gelernt. Er konnte den Eintritt einer Sonnenfinsterniß auf die Minute berechnen, — nicht um, wie vernünftige Leute bei solchen Gelegenheiten, nach einem um Mittag hervorlugenden Stern auszusuchen; nicht um über den Hahn zu lachen, der dann wohl gravitätisch seine Damen zu Bette bringt; nicht um zu jubeln, wenn eins der jungen Mädchen der lustigen, Astronomie treibenden Gesellschaft das angeschmauchte Glasstück an der geschwärtzten Seite auf die Nase drückt und eine ganz andere, viel hübschere Verfinsternung hervorbringt: — nein, nur um — die Tiefe des menschlichen Geistes im Allgemeinen, und die seines eigenen Geistes im Besonderen zu bewundern, und um noch einmal so griesgrämlich wichtig in seinen Augen und — seinen herabgetretenen Pantoffeln da zu stehen. Br!...

Himmel, was konnte der gelehrte Herr Alles! Sanscrit, Latein und Griechisch war ihm gar Nichts. Den Aristophanes las er ohne Wörterbuch und Gelsbrüden; aber lachen — lachen konnte er über ihn nicht, und das war der Mangel. Mit ein Satirequin, der lachen machen muß, mag sich noch unbehaglicher fühlen, als der Professor der Astronomie Jodecus Homilius sich fühlte! —

„Wie gesagt, alter Knabe,“ sagte zu ihm sein einziger Universitätsfreund, der Medicinalrath Zappel, „wie gesagt, lache — oder stirb! Das ist mein letztes Wort. Da schlägt es zwölf! — guten Appetit!“

„Den habe ich ja nicht!“ seufzte der Professor mit herabhängender Unterlippe.

„Lache! — Auf Wiedersehen!“ ...

„Al!“ sagte der Professor und zog den grünen Augenschirm tiefer über die Augen, als die Thür hinter dem wohlbeleibten, rothwangigen Arzt zugefallen war.

„Lache oder — stirb! Das ist leicht gesagt! O, o, o!“

Die Fenster des gelehrten Mannes gingen auf einen dunkeln, schmutzigen, stillen Hofraum, in dessen Mitte eine Wasserpumpe stand, welche von Zeit zu Zeit die Mägde des Hauses um sich versammelte, und die dem Professor ein größeres Vergnügen war, als dem Mann im Gleichniß der Splitter im Auge seines Nachbarn. Ihr Kreischen, die Unterhaltungen neben ihr hatten schon manche tiefe Berechnung, manchen sublimen Gedanken ums Leben gebracht; was wäre aus dem Professor Homilius geworden, wenn er nach Born heraus, unter dem Lärm der Gassen, hätte wohnen und grübeln sollen!

„Lache oder stirb!“ rief der gelehrte Mann, sprang auf und schritt, die Hände auf dem Rücken, hin und her. Seine Wirthschafterin deckte den Tisch, — der Professor sank majestätisch auf seinen gewohnten Platz, führte einen Löffel voll Wasserjuppe zum Munde, ließ ihn wieder sinken und seufzte: — „Stirb!“

Die Wirthschafterin spitzte das Ohr, und schaute ihren Herrn verstohlen von der Seite an. Hätte der Gelehrte in die Tiefe ihrer Seele blicken können, ein Paragraph seines Testaments wäre sicher gestrichen worden, so aber schob er nur den Teller zurück und seufzte:

„Lache!“ —
Die Wirthschafterin räumte schnell den Tisch ab, und meinte, sobald sie draußen war:
„Lange kann er's nicht mehr treiben! Ach, der arme, liebe, brave Mann! Gott schütze ihn!“ — — —

2.

Die Kindermärchen seiner Jugend hatte der Professor Homilius lange vergessen; er wußte also auch nicht, daß Jener, welcher das Gruseln lernen wollte, auf die „große Landstraße“ gehen mußte, um endlich, endlich sein Ziel zu erreichen. Aber Gott verläßt ja keinen Deutschen, viel weniger deutsche Philosophen, die ihn um so nöthiger haben, da sie ihn oft genug vergessen.

Der Professor begann seinen Spaziergang wieder, schritt auf und ab, hin und her; von der Ecke des dritten Bücherschranks bis zu dem Pfeifenwinkel, wie es seit zwanzig Jahren seine Gewohnheit war, eine halbe Stunde nach Tisch, wenn vernünftige Leute ihre — Siesta halten.

Seit zehn Jahren war es ihm nicht begegnet, daß er auf diesem Wege einmal an's Fenster getreten wäre. Damals hatte ihn ein brennender Schornstein dazu bewogen; heute — — — Ach, die menschliche Brust hat viele psychologische Räthsel, das Factum ist sicher, aber nicht erklärbar — — —

Heute stand der Professor plötzlich, an den Scheiben trommelnd, da, ohne daß Jemand: Feiner, Mörder oder Dieb! auf dem Hofe geschrien hätte. Nur das Schenkel, die Pumpe, kreischte wieder und stöhnte wie ein — wie ein Commerzienrath, der von einem Zweckessen nach Haus gekommen ist. (Bitte, bitte! schönste, liebste Leserin!) — — —

Ein junges Dienstmädchen bewegte den Schwengel, ohne zu bemerken, daß der Eimer längst überloß.

„Er ist voll!“ hätte der gelehrte Mann beinahe gerufen, so ärgerte er sich über eine Geistesabwesenheit, die ihm natürlich an Andern um so unerträglich schien, als er ihr selbst im höchsten Grade unterworfen war. Glücklicher Weise faßte er aber das Gesicht der Jungfrau am Brummen näher in's Auge. Das Kind hatte geweint! . . . weinte noch! . . .

„Oh, oh, oh!“ brummte der Professor kopfschüttelnd. Seit langen Jahren hatte er keine Thräne gesehen. Er weinte nicht, seine Wirthschafterin auch nicht, seine gelehrten Freunde weinten ebenfalls nicht. —

Eine Thräne im Auge einer jungen Dienstmagd brachte den Professor Homilius zum — Lachen, wenn auch nicht gleich! Gut Ding will Weile haben. Vorerst ließ der Professor die Unterlippe noch einmal so lang herabhängen!

3.

Oben wollte er wieder das Fenster mißmuthig verlassen, um seinen Brummweg von Neuem zu beschreiten, als er plötzlich eine Veränderung im Wesen und im Gesicht des Mädchens am Brummen bemerkte. Das Kind schaute nach der Hausthür unter dem Fenster des gelehrten Mannes, der Pumpenschwengel gelangte zur wohlverdienten Ruhe. — Ein Handwerksbursche, das Kännel auf dem Rücken, einen tüchtigen Knotenstock in der Hand, kam leise und schen in den Hof geschlichen, als fürchte er, im nächsten Augenblicke hinaus geworfen zu werden. Das Mädchen sprang ihm entgegen, zog den jungen Burschen zu dem Vorsprung unter dem Fenster des Professors und dieser belauschte folgendes Gespräch:

„Ach, Gottfried!“
„Ja, Winchen, 's ist nun nicht anders. Wir müssen uns zufrieden geben! 's ist ja nicht für ewig!“

„Ach, das sagst du wohl, Gottfried!“
„Ich konnte doch nicht ewig Lehrling bleiben, Winchen?! — Da wär' mir mein Leben lieb gewesen! — Nimm doch Verstand an! Drei Jahre sind bald herum. Bleib' mir nur treu und drehe immer den Ring, den ich dir gegeben habe, dreimal herum, ehe du mit einem Andern tanzt!“

„Ach Gott, ich tanze gar nicht, so lange du fort bist, Gottfried.“

„Na nu?!“
„Ganz gewiß nicht!“

„Na, nur ein Bißchen! Du verlernst es ja, bis ich wieder komme. Heule doch nicht so, — ach, wein mich so der Straubinger fähe, der mit mir geht! — Treu sollst du mir nur bleiben!“

„Ach, Gottfried!“
„Sei lustig und gib dich zufrieden. Denkst du, ich würde mich diese drei Jahre hindurch nicht oft genug auf den Kopf stellen? Prosit! Lustig wollen wir sein und uns treu bleiben! Das Andere macht sich!“

„Ach Gott, nun wird Keiner mehr des Abends unter unserm Küchenfenster den alten Dessauer pfeifen!“ . . .

„Alle Wetter, das wäre mir auch was Schönes! Das wollt' ich auch Keinem raten! — Ich will ihn dir schon oft genug vorblasen, wenn ich wiederkomme“ . . .

„Ach!“ . . .
„Nu, nu hör' auf, du sollst dich freuen, daß die Püffe und Kniffe endlich ein Ende haben! Quäle dich um mich nicht; Frau Meiserin wirst du doch und lästig ist's auf der freien Landstraße auch. Komm, gib mir noch einen letzten Schmatz! Sieh, wie du deine Schürze naß gebeult hast.“

„Ach, die hast du mir auch geschenkt“ . . .
„Ach, Winchen, du machst mir doch das Herz schwer“ . . .
„Gottfried!“ . . .

Das Uebrige verlor sich in dem Hausgange; der Professor Homilius schloß leise sein Fenster und schritt . . .

4.

. . . wieder seinem Pfeifenwinkel zu.
„Ob ich ihm wohl seinen Kaffee bringe?“ fragte sich die

Haushälterin, das Ohr an die Zimmerthür des gelehrten Mannes legend. — Auf einmal fuhr sie zurück, und schlug die Hände zusammen:

„O Gott, — er pfeift! Er pfeift den alten Dessauer!“

5.

„Magdalena, meinen Rock und meinen Hut!“ rief um fünf Uhr Nachmittags der Professor Homilius. Er stand wiederum am Fenster und hatte, das Auge fest auf einen Streifen Sonnenlichts an der gegenüberliegenden Hausmauer gerichtet.

Eine dicke Brunnfliege summte um seinen Kopf, als sei es seine letzterzeugte Grille. Sie schob gegen das Fenster und schien die gefrorene Luft durchaus nicht begreifen zu können. Wie ein Dichter, der durch ein philosophisches System zur Gottes- und Weltanschauung gelangen will, arbeitete sie sich ab, stieß sie gegen das Glas.

Der Professor — öffnete ihr das Fenster!
Es geschah zwar hauptsächlich aus der Ueberlegung, daß das Gesumme des kleinen Wesens ihm heute Abend bei seiner Arbeit sehr störend werden könne; aber es wirkte doch auch ein anderer Grund ein ganz klein wenig zu dieser Handlung des gelehrten Mannes mit. —

„Wollen der Herr Professor ausgehen?“ fragte die Haushälterin, Frau Magdalena. „Ich glaube fast, es wird regnen!“

„Dann gib mir meinen Schirm mit, Magdalena.“
„O je, o je, was ist mit dem?“ dachte die Dame, indem sie nicht sehr bereitwillig den Befehlen ihres Herrn nachkam. „Wenn Der wieder ausbleibt, dann kann er noch viel Geld für seine alten Schwarten verschwenden und Unserens hat das Nachsehen!“ . . .

Laut brummte sie:
„Hier ist der Rock, hier der Stock, hier der Hut, hier der Schirm! Wenn Sie naß und krank werden, ist's nicht meine Schuld!“

Damit warf sie die Thüre hinter sich zu, und der Professor Homilius war mit seinem Gedanken: Lache oder stirb! — allein. „Hier komme ich nicht dazu!“ rief er in Verzweiflung. „Alle Tage eine halbe Stunde ordentlich, herzlich lachen?! oh, oh, oh! 's ist wirklich zum — Weinen.“

Und mit dem Muth, den die Verzweiflung giebt, warf er den Schlafrock ab, fuhr in den Dörrack, setzte den Hut auf, nahm den Regenschirm über den linken Arm, den Stock in die rechte Hand, warf einen bitterwehmüthigen Blick auf seine Bücherreihen und seinen Schreibtisch und — schritt hervor aus seinem Studierzimmer, gravitätisch wie — ein Storch aus einem Sumpfe.

6.

„Nähre mir meine Papiere nicht an, Magdalena!“ sagte er auf dem Vorplatz zu der Wirthschafterin, die in der Rückenthür erschien und ein Gesicht machte, als überlege sie, was sie dem braven Mann am liebsten nachwerfen würde, ihren alten Schuh oder den Kehrbesen.

„Warte nur!“ brummte sie. „Scheuern will ich, bis du — sch warz wirst!“

7.

Auf der Erde ging es in dem Augenblicke, als der Professor Homilius sein Studierzimmer verließ und die Treppe hinabstieg, her wie immer. Es blühte und es welkte, es sproßte und verging; — eine Schlacht wurde geschlagen und ein Brautpaar verließ die Kirche; — zwei Länder, welche die See trennte, wurden durch einen elektrischen Telegraphen verbunden, und von einem Blütenbaume ließ sich eine kleine grüne Raupe an einem kaum bemerkbaren Faden zur Erde nieder! — Millionen weinten, Millionen lächelten —

„Ach, wer doch lachen könnte!“ seufzte der Professor, an der nächsten Straßenecke stehen bleibend. „Wer lehrt mich das Lachen? Wer lehrt mich das Lachen?“

„Schenken Sie mir einen Dreier, gnädiger Herr, und ich schlage Ihnen ein Rad!“ rief ein kleiner zerlumpter Gassenbube, der den Gelehrten wohl belauscht haben mußte. „Gopp!“ . . .

Der Professor warf dem Kobold einen Groschen zu, und dieser sprang jubelnd davon.

„Das ist's, was die Welt kann!“ brummte Homilius. „Ich denke, ich gebe es auf! Ich denke, ich gebe wieder nach Haus. Ich bin wirklich nicht dazu gemacht, zu lachen!“

Es that dem Alten leid, daß sich nicht einmal ein Wölkchen am blauen Sommerhimmel zeigte; er hätte was darum gegeben, wenn es hätte regnen wollen. —

Aber ein junges Mädchen schritt singend an ihm vorüber; die Sonne that seinem Rücken so wohl, daß er sich doch noch etwas bedachte, ehe er seiner Wohnung wieder zulentte.

„Ach, ich bin einmal draußen; ich will die Consequenzen auf mich nehmen!“ sagte er. „Aber wohin? Ich wundere mich nur, daß die Leute sich nicht um mich versammeln, wie die Tagessgövel um einen Adu!“

Er griff in die Rocktasche, um das Schnupftuch hervorzuziehen. „Ach,“ rief er, „da ist ja mein Horaz! Das ist noch ein Trost! Nun suche ich mir eine stille Bank im Grünen! — „Staub und Schatten sind wir!“ — 's ist ja doch bald eimerlei, ob ich gelacht habe oder nicht!“ — — —

8.

Gesagt, gethan! Eine halbe Stunde später treffen wir in einem öffentlichen Garten auf der einsamsten Bank im dichtesten Gebüsch unsern braven Alten wieder an; vor ihm auf dem Tisch ein Glas — Zuckerwasser und neben demselben der Horaz; letzter zwar aufgeschlagen, aber — ungelesen!

Frau Magdalena würde sich sehr gewundert haben, wenn sie in diesem Augenblicke das Gesicht ihres Herrn hätte sehen können. Eine eigenthümliche Veränderung war mit ihm vorgegangen; eine Veränderung, bewirkt durch die allereinfachste Ideenassociation, in welche sich ein Bißchen Vogelgezwitscher, Sonnenschein und der Klang fröhlicher Menschenstimmen gemischt hatte. —

Der Professor Homilius hatte heute seinen Taschentücher einmal von einer andern Seite angesehen. Er hatte sich erinnert, daß das Büchlein — ein Andenken seiner Jugendzeit — ein Schulbuch sei und so hatte er es betrachtet!

Da standen hie und da auf den gelben, besleckten Blättern

Namen von Jugendfreunden, Mädchenamen, fragenhafte Illustrationen und so weiter, und so weiter. Die ganze alte fröhliche Zeit war plötzlich dem alten Gelehrten wieder aufgetaucht; jene herrliche Zeit, wo es noch nicht des Befehls eines Doctors bedurfte, um Einen zu bewegen, das Lachen zu suchen! . . .

„Ludwig Richter! — Wer war doch das?“ murmelte der Professor Homilius, das Büchlein in der Hand haltend. „Ach richtig, ich erinnere mich! Was mag aus Dem geworden sein? . . . Und hier — Maria Marcus — Maria Marcus? . . . Hier noch einmal, Maria Marcus? — Ganz vergessen, vergessen! — Ich glaube, ich habe einmal leidenschaftlich gern getanzt, oh, oh! — Und hier . . . bei Gott, das ist der alte Subrector Baufemann! Heut' noch sehe ich seine hellblonde Perücke vor mir. — Wie haben wir den gequält; Gott verzeihe mir die Sünde!“

Und hier — — —
Ach, wie wüthend war ich, als mir meine Schwester das Tintenfaß über diese Seite goß . . . Todt, todt! Wie lang ist das her, seit sie starb?!” . . .

Der Professor rechnete an den Fingern:
„Zehn, zwanzig, dreißig, — fünf und dreißig! Fünf und dreißig Jahre! — Was sie für schöne Locken hatte — meine süß, Mathilde, was für Augen! . . . Sie war sechszehn Jahre alte als sie starben mußte! Und ich habe kein anderes Andenken von ihr, als diesen Tintenleck! . . . Daß ich daran auch heute denken muß, wo ich ausging, das — Lachen zu suchen!“ . . .

Der Alte stützte den Kopf auf die Hand; er hatte vergessen, daß nur Thranen die Staub- oder Steinrinde, die sich um ein Menschenherz gelegt hat, lösen können.

„Ich wollte, ich wäre zu Haus!“ murmelte er. „Die Luft bekommt mir nicht; — ich wollte, ich wäre zu Haus!“ . . .

(Fortsetzung folgt.)

Hedwig.

Novelle von Clara Gaertner.

(Schluß.)

„Nein, noch nicht, aber es könnte so weit kommen, wenn ich noch lange daran denke, daß man dich mir entreißen will.“

„Rudolf! — ich — ach — das wäre ein Frevel — eine Sünde . . .“

„Es ist kein Frevel so groß,“ erwiderte heftig der Förster, „als der, welchen dein sogenannter Vater an dir begehen will, und was du thun sollst, ist Nothwehr. Ueberdies entziehen wir ihm ja nur seinen Ueberfluß, den er schändlich zu mißbrauchen gedenkt. Laß sein Haus, seine Scheuern mit der reichen Ernte immerhin zu Grunde gehen, das wird den habgierigen Müller schnell entfernen, und Meinhardt behält dennoch den Boden, der ihn reichlich ernähren kann, und den im andern Falle sein saubere Freund bald mit seinem Eigenthum vereinigt haben würde.“

„Aber heut, heut darf es noch nicht geschehen?“ fragte Hedwig zitternd.

„Ja, heut! heut! denn es ist Windstille, und da euer Gehöft abgefordert genug liegt, so wird sonst Niemand einen Verlust zu beklagen haben.“

Vergebens machte Hedwig neue Vorstellungen; Rudolf bestand auf seinem Willen; ja, er wollte, da es ihr an Muth gebrach, selbst den schrecklichen Plan, an den er sich mit aller Kraft eines excentrischen Charakters gegangen, durchführen. Doch dieses wollte das Mädchen, für ihn Gefahr fürchtend, nicht zulassen, und nur noch um einen einzigen Tag Abschied flehte sie, um bei Meinhardt einen letzten Versuch zu machen.

„Tue, was ich dir sage,“ entgegnete Rudolf fest, „oder ein rascher Entschluß befreit mich noch vor Tagesanbruch von dem qualvollen Leben, welches ich seit Wochen schon führe.“

„Und deine Mutter? was wird aus ihr? und was soll aus mir werden?“

„Meine Mutter wird der Gram bald genug tödten . . . und du! du hast es dann nicht anders gewollt!“

Ein tiefer Seufzer rang sich, als er so sprach, aus Hedwig's Brust — es war ein kurzer, aber schrecklicher Kampf — dann reichte sie dem Förster ihre eiskalte Hand und sagte kaum hörbar: „ich werde thun, was du verlangst!“ Darauf ging sie ohne Abschied, und ohne daß er sie zurück zu halten wagte, in ihre Wohnung zurück, während er tief hinein in den Wald eilte.

Hedwig ging halb auf ihre Kammer; die Geschäfte des Tages waren besorgt und Meinhardt, das wußte sie, lehrte immer erst spät zurück, wenn er den Müller begleitete. So, in ungestörter Einsamkeit sah nun das arme Mädchen lange, starr und stumm, keines andern Gedankens fähig, als eines einzigen schrecklichen! Doch die Zeit verfloß; es wurde dunkler, die Abendglocke läutete und sie war es, die in Hedwig's Seele ihr vergangenes Leben herauf rief, daß es Jahr um Jahr, fast Tag um Tag vor ihr stand, als wollten sie alle Abschied von ihr nehmen, Abschied von dem schuldblosen Mädchen, das nun einem Verbrechen entgegen eilte.

Von ihrer frühesten Jugend wußte Hedwig wenig; ihre deutlichen Erinnerungen begannen erst, wie sie in das Dorf gekommen, wo Meinhardt seinen Küsterposten übernommen hatte; doch aus den darauf folgenden Jahren erinnerte sie sich eines, wenn auch beschränkten, doch heiteren Lebens, das die Hand ihrer sanften und feinfühlenden Pflegemutter, welche sie ja damals noch für die eigene hielt, ihr mit tausend kleinen Freuden zu schmücken suchte. Erst als ein zufällig und ohne ihren Willen gebürtiges Gespräch ihrer Eltern sie davon in Kenntniß setzte, daß sie ein fremdes, am Wege gesundes Kind sei, fühlte Hedwig den ersten großen Schmerz, und ihr laut ausbrechendes Schluchzen verrieth dem Küster und seiner Frau, daß sie Zeugin ihres Gespräches war. Indes hatte dieser Zufall keine weiteren Folgen, als daß die Pflegemutter dem Liebbling nur noch mehr zu beweisen suchte, wie theuer er ihr sei; und Hedwig selbst war froh, daß man sie nicht weiter an das, was sie vernommen, erinnerte, denn ihre Liebe zu der, die sie Mutter nannte, war so groß, daß nicht einmal der Wunsch in ihr rege wurde, zu wissen: wem sie wohl eigentlich angehören möchte? Als Hedwig erwachsen war, starb ihre treue Freundin, und nach einiger Zeit begannen für sie, wenn auch nur allmählig, trübere Tage.

Der Küster, welcher als ein armer Bauernknabe in die Stadt gekommen, fand dort einen guten Herrn, der ihm eine Erziehung geben ließ, die bei seinen guten Anlagen ihn leicht befähigt haben würde, eine anständige Stellung ein in der Welt einzunehmen, hätte nur sein leichter unsteter Sinn ihn nicht an ernstem Studium gehindert. Dennoch fuhr sein Wohlthäter während einiger Jahre fort, den Knaben, dessen hübsches Aeußere und einschmeichelndes Wesen so sehr bestechen konnte, weiter unterrichten zu lassen, und vielleicht würde sein Bemühen noch einen guten Erfolg gehabt haben, hätte ihn nicht der Tod schnell hinweggenommen, so daß der junge Meinhardt nun mit halben Kenntnissen, ziemlich Ansprüche und ohne Vermögen in der Welt stand. Er versuchte manches, dauerte aber bei nichts aus, doch gelang es ihm endlich, von seiner Persönlichkeit und seinem guten Glück unterstützt, eine vortheilhafte Heirath zu machen, bei welcher auch sein Herz, das im Grunde nicht böse war, Befriedigung fand. Die junge, sanfte und verständige Frau übte bald einen guten Einfluß auf Meinhardt aus und einige Jahre führte er im Kreise seiner Familie, die durch zwei Kinder vermehrt worden war, ein geregelttes thätiges Leben. Doch die Kinder, seine größte Freude, starben; sehnsüchtige Speculationen in seinem Geschäft vermehrten seinen Kummer, und in dieser Zeit gerieth er unglücklich Weise wieder in die Gesellschaft eines früheren leichtsinnigen Freundes, wodurch er bald zu seiner sonstigen Lebensweise zurückkehrte, was für seine Vermögensverhältnisse die übelsten Folgen hatte. Das Letzte endlich, was er besaß, raubte ihm der Krieg; aber seine mitleidige Lage, vereint mit den dringenden Vorstellungen seiner Frau, brachte ihn auch wieder zur Einsicht der begangenen Fehler und er entschloß sich, jede Gelegenheit zu ergreifen, auf's Neue ein nützlicher und thätiger Mensch zu werden. Durch Verwendung eines Bekannten, (dem sein Vetter mochte nie viel von ihm wissen,) erhielt Meinhardt den Küsterposten in jenem Dorfe, das zum Theil der Schauplatz unserer Erzählung ist, und hatte hier, unterstützt von seinen früher erlangten Kenntnissen, ein anständiges Auskommen. Der Tod seiner Frau, obwohl er in seinen äußeren Verhältnissen keine Aenderung herbeiführte, wirkte dennoch nachtheilig auf Meinhardt, denn seit sie, gegen die er sich hoch und theuer verpflichtet hatte, ein ordentlicher Mensch zu bleiben, nicht mehr über ihm wachte, seit er ihren mahnenden und bitenden Blick, wenn er sich einem Abwege genähert hatte, nicht mehr fürchten durfte — seitdem kehrte manche üble Gewohnheit wieder, welche Hedwig, die das Leben seiner Vergangenheit nicht kannte, mit Schrecken und Besorgniß erfüllte. Das junge Mädchen, deren Gefühl sich dagegen sträubte, dem weit älteren Manne, den sie Vater nannte, ein zweckweisendes Wort zu sagen — um so mehr da sein Lebenswandel nicht der Art war, öffentliches Aergerniß zu geben — trug still und ganz für sich allein den Schmerz, welchen es bei Meinhardt's veränderten Wesen empfand; aber seitdem drängte sich in Hedwig's Herz zu weilen der Gedanke: er ist nicht dem Vater! wer mögen wohl deine Eltern gewesen sein? Und durfte man es ihr verargen, daß sie nun ihre Phantasie walten ließ, und diejenigen, denen sie eigentlich angehören sollte, sich auf eine Weise ausmalte, die ihre höheren Ansprüche an Bildung und Zartgefühl befriedigte?

Da lernte sie Rudolf kennen; auch er wäre den Verhältnissen seiner ersten Jugend nach einer bessern Zukunft entgegen gegangen, hätten nicht die Unglücksfälle in seiner Familie ihn gezwungen, einen Beruf zu ergreifen, der niedriger war als das Streben seines nach Höherem trachtenden Vaters. Hedwig's Bekanntschaft söhnte ihn indes mit seiner Lage völlig aus, und er dachte sich an ihrer Seite das Leben so schön und glücklich, daß er seine Stellung um keine andere mehr hätte tauschen wollen.

Eines Tages als Rudolf gegen Hedwig von seinem frühesten Jugendleben sprach, und seines verstorbenen Vaters mit uniger Liebe gedachte, da vermochte das Mädchen, welches gerade kurz vorher sich mit seinem eignen unentzehlten Herkommen beschäftigt hatte, nicht die Thränen zurückzuhalten, und Hedwig erzählte in einer Aufwallung ihres Gefühls, daß sie ein Findling sei, den Meinhardt zu der Kriegszeit von einem sichern Tode gerettet habe. Damals erweckte diese Mittheilung in Rudolf's Seele ein Gefühl der Dankbarkeit gegen den Küster, ohne daß er übrigens auf das Ganze, was ihm Hedwig erzählte, einen größeren Werth gelegt hätte — ihm genügte es ja, daß er sie kennen gelernt, daß sie ihn liebte. Doch später, als Meinhardt den Antrag des Försters schüßel abgewiesen hatte, erinnerte sich dieser wieder jener Mittheilung, und bald wurde sie ihm eine Anregung zur Ergreifung eines jeden Mittels, welches Hedwig aus der Gewalt eines Mannes befreien konnte, der sie in seinem plötzlich erwachten Hochmuth dem Unglück entgegen führen wollte.

Während so die Bilder der Vergangenheit an Hedwig's Seele vorüberzogen, war es völlig dunkel geworden; bereits vor einer Viertelstunde hatte sie Meinhardt zurückkehren gehört; seitdem war es still im Hause geworden, und die Zeit zur Ausführung ihres Vorhabens war herangekommen. Aber mit jeder Minute wuchs Hedwig's Angst, wuchs ihr Entsetzen... gewaltsam riß sie sich endlich von ihrem Sitze empor und ging mit wankendem Schritt zu einem kleinen Tische, wo ein Feuerzeug stand. Gleich darauf erhellte der Schein eines Lichtes die Schlafkammer, und wie er All die bekannten Gegenstände beleuchtete, welche Hedwig — fast wider Meinhardt's Willen, dem das einfache Gerath für seine neuen Verhältnisse zu schlecht erschienen — aus dem Küsterhause mitgenommen und hier aufgestellt hatte, da verlor sie aufs Neue ihre Fassung... einen Augenblick schwankte sie, doch der Gedanke an Rudolf's fürchterlichen Voratz, den sie ihn fähig hielt auszuführen, gab ihr wieder Kraft, und leise schlich sie hinaus in eine andre angrenzende Kammer, öffnete ein Fenster, welches dem Strohdache der niederen Scheuer — welche es nur dem Reichthum der kaum zu bergenden Ernte verdankte, daß der neue Besitzer sie nicht schon hatte niederreißen lassen — sehr nahe lag, und warf ein Stückchen glühenden Schwamm hinein. Einige Sekunden vergingen... athemlos sah Hedwig auf das dunkle Dach; sie zitterte vor Erwartung, sie wünschte, ihr Versuch möge fehlgeschlagen sein — dann dachte sie daran, daß sie einen zweiten machen müsse, aber es fehlte ihr an Kraft, sich von dem Fenster zu entfernen... Da zuckte ein Flämmchen empor, es wuchs, das Dach brannte... Hedwig wollte „zu Hilfe“ rufen — sie vermochte es nicht; und erst als der heranbrausende Sturm das Dach erfasste, da rang sich jener gellende Schrei aus ihrer Brust... sie raffte sich auf, stürzte aus der Kammer, rief noch einige Mal laut im Hause, um die Schläfer zu wecken, doch ein fürch-

terlicher Donnereschlag überlante ihre Stimme, aber er rief zugleich die übrigen Hausbewohner wach. Indes eilte Hedwig, kaum mehr wühend, was sie that, die Treppe hinab, riß die Kiegel der Hausthür auf — und fort eilte sie, in die Finsterniß hinaus, von Todesangst getrieben.

Was wir hier in rascher Folge erzählten, theilte Hedwig noch umständlicher ihrer Pflegerin mit; aber indes wir hier, der Wahrheit gemäß, das unerfahrene Mädchen, durch Verhältnisse und Drohungen gedrängt, so Entsetzliches vollbringen sahen, nahm es in seiner Erzählung die Schuld fast allein auf sich, und gerade dieses würde schon genug gewesen sein, die Theilnahme und das Mitleid der an Lebenserfahrung und Herzenskenntniß reichen Dame zu vergrößern, selbst wenn nicht die Erwähnung von Hedwig's unentzehltem Herkommen Gefühle in dem Herzen ihrer Zuhörerin erweckt hätte, die sie fast überwältigten. Doch sich mit aller Kraft ihres Willens beherrschend, suchte sie Hedwig, so viel sie es vermochte, zu trösten und versprach ihr, sich auch ferner ihrer anzunehmen und sich selbst an den Ort des Unglücks zu begeben, um da aus ihren Mitteln Hilfe zu bringen, so weit es anginge.

Zwar konnte Hedwig nicht begreifen, wie eine Fremde ihr solche Beweise von Liebe zu geben vermochte, aber eben in der Art, wie das geschah, lag so viel Veruhigendes für sie, daß sie sich gleich einem müden, kranken Kinde vertrauensvoll den Anordnungen der auf so wunderbare Weise gefundenen Freundin überließ. In dem Herzen der Letzteren stimmten so mächtige Gefühle, daß sie, nachdem sie die Andie für den Augenblick beruhigt sah, kaum noch vermochte, einige Fragen an sie zu richten, welche die nähern Umstände betrafen, unter denen ihr Pflegerer sie gefunden und sich ihrer angenommen hatte; allein die Antworten, welche das Mädchen gab, klärten Frau von Braun wenig mehr darüber auf als die vorhergehende Erzählung desselben; denn, wie schon erwähnt, bei Lebenszeiten der geliebten Pflegemutter hatte Hedwig selbst nicht daran gedacht, weiter nach der Vergangenheit zu forschen, und später, als sich ihre Gedanken öfters mit derselben beschäftigten, hielt sie das immer gespannter werdende Verhältniß mit Meinhardt von Fragen ab, welche die Kluft zwischen ihnen beiden noch hätten vergrößern müssen.

Trotzdem reichte das Gehörte hin, Frau von Braun an die Wahrheit eines Traumes glauben zu lassen, mit dem sich ihre Seele beschäftigte, seit die Unglückliche bleich und bewusstlos neben ihr im Wagen gelegen. Schon damals fand sie nämlich in den Zügen derselben eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Bilde ihrer frühverstorbenen Mutter; und diesem Bilde hatte auch das kindliche Gesichtchen ihrer einzigen Tochter geglichen, die sie etwa zwei Jahr alt auf schreckliche Weise verloren und zwar in derselben Gegend, wo sie jetzt ihren Schützling gefunden hatte. Vor etwa siebzehn Jahren, auf der Flucht vor dem Feinde begriffen, wurde Frau von Braun in jenem Walde von Marodeurs überfallen, mit ihrer Begleitung aus dem Wagen gezogen und gemißhandelt; ja einer der Barbarenging so weit, der Mutter ihr schreiendes Kind zu entreißen und fort in den Wald zu schleudern, worauf die Erstere bestimmungslos niedersiel. — Nachdem einer der Diener bereits getödtet war, gelang es dem zweiten durch seine Geistesgegenwart die ohnmächtige Frau zu retten, indem er, den Augenblick benützend, wo die Marodeurs mit später gekommenen Kameraden um die Beute stritten und handgemein wurden — sie aufnahm und mit ihr entfloh.

Während hierauf die unglückliche Mutter in einer armenlichen Hütte todtkrank in wilden Phantasien lag, hatte zwar der treue Diener die Unglücksstelle wieder aufgesucht, doch ohne eine Spur von dem Kinde zu finden, und da auch spätere Nachforschungen kein Resultat gaben, so lebte Frau von Braun, die bereits Witwe war, nun jahrelang still und zurückgezogen ihrem Schmerz, und als ihre wankende Gesundheit eine Reise nach einem Badeort nöthig machte, welcher nicht zu fern der Gegend lag, wo sie so Schreckliches betroffen, da erfasste sie der traurig sehnsüchtige Wunsch, wenigstens die Bäume wieder zu sehen, die vielleicht die Sterbestube ihres Kindes geziert hatten — und dieses Kind, so lange todtegegläubt, hatte sie vielleicht jetzt gefunden!...

Als Frau von Braun, die am andern Tage abreiste, das Dorf erreichte, fand sie den Jammer nicht ganz so groß, als sie ihn erwartet hatte, denn die Abgebrannten waren meist wohlhabende Leute, bei denen es nur einer Aushilfe bedurfte, um sie wieder empor zu bringen — während die Armen, bei den reichen Mitteln und dem guten Willen der, gleich einer gütigen Fee, angekommenen Wohlthäterin leicht in bessere Verhältnisse veretzt werden konnten, als diejenigen waren, in denen sie sich früher befunden hatten.

Meinhardt war natürlich der Erste, den Frau von Braun aufsuchte. Er war tiefgebeugt durch Selbstvorwürfe, denn da man Hedwig nirgends gefunden, so glaubte er sie bei dem Brande verunglückt, und dachte noch immer, man würde endlich den Leichnam derselben finden, die er, das hatte das Unglück ihn einsehen gelehrt, so schwer geängstet und gekränkt. Mit aufrichtiger Freude empfing er daher die Nachricht von dem Leben seiner Pflegetochter und gern gab er Auskunft, auf welche Weise er sie einst als Kind gefunden.

Von einer Geschäftsreise heimkehrend, kam er an die Stelle, wo jener für Frau von Braun so verhängnisvolle Kampf statt gefunden; Meinhardt hörte das schwache Wimmern eines Kindes, ging dem Tone nach und fand ein kleines Mädchen, welches durch einen Sturz oder Fall, wie es schien, mehrere Körperverletzungen davon getragen hatte. Er nahm das Kind auf, die Furcht, selbst von Räubern überfallen zu werden, wie es Andern hier vor ihm geschehen sein mußte, trieb ihn zur Eile, und so nahm er die Kleine bis in das nächste Städtchen mit. Dort hätte er sie gern mitleidigen Händen überlassen, aber Niemand wollte in der bebrängten Zeit das Kind heberbergen, und so blieb ihm nichts übrig, als dasselbe an der Fortsetzung seiner Reise theilnehmen zu lassen. Meinhardt's Frau, die noch den Verlust der eignen Kinder betrauerte, nahm die Verlassene freundlich auf, hegte und pflegte sie treulich, trotz ihren immer mitleidiger werdenden Verhältnissen, und widersezte sich — als ihr Mann später einmal den Versuch machen wollte, durch öffentliche Aufrufe irgend etwas über die Eltern des Kindes, welches nichts als seinen Vornamen anzugeben wußte, zu erfahren — diesem Vorhaben auf das lebhafteste, denn ihre große Liebe zu der Kleinen hatte ihr die Idee fest in den Kopf gesetzt, diejenigen, denen sie wirklich angehöre, seien todt und somit alle Nachforschungen unnütz. Von jenen Nachforschungen aber, die von Seiten der Mutter Hedwig's angestellt wurden, erfuhr Meinhardt, bei der Entfernung des Orts und den bewegten Zeitverhältnissen natürlich nichts, ja er kam nicht im Entfer-

testen auf den Gedanken, daß die Kleine einer vornehmen Familie angehöre, weil Frau von Braun absichtlich zu ihrer Flucht für sich und das Kind sehr einfache, fast grobe Kleider gewählt hatte. Auf diese Weise blieb Hedwig das unbefristete Eigenthum ihrer Pflegerkinder und erfuhr, wie wir wissen, erst später, daß sie nicht das eigene Kind derselben sei.

Durch diese Mittheilung Meinhardt's überzeugt, daß sie ihre Tochter wiedergefunden habe, gab nun Frau von Braun dem Erzähler ihrerseits hinreichende Beweise, daß sie es sei, welche die nächsten Rechte an Hedwig habe, und Meinhardt, wohl fühlend, daß er sich fortan seiner Pflegetochter gegenüber in einer unhalbbaren Stellung befinden würde, zog sich bescheiden im Gefühle seines letzten Unrechts zurück und erklärte, er möchte gern den vaterländischen Boden verlassen und in der Fremde eine Heimat suchen. Frau von Braun, welcher das um Hedwig's willen sehr erwünscht war, übernahm für eine hohe Summe, die sie selbst bestimmt hatte, Meinhardt's zerstücktes Gehöft und trafauch diensthätigen Einleitungen, um den übrigen, durch die Feuersbrunst angerichteten Schaden möglichst zu ersetzen. Freilich staunten die Leute gewaltig über diese unerhörte Wohlthätigkeit, doch bald erzählte man sich im Dorfe, die reiche Dame habe, zum Dank für die Wiederauffindung ihrer Tochter, ihr halbes Vermögen zu wohlthätigen Zwecken bestimmt und ließ das nun den Abgebrannten zu Gute kommen.

Nachdem diese Angelegenheiten schnell geordnet waren, kehrte Frau von Braun zu Hedwig zurück, welche in qualvoller Erwartung ihrer harrete; sie brachte ihr den Trost, daß dem Unglück, dem Schaden, den die Unglückliche neuvoll beklagte, abgeholfen werde — sie brachte noch mehr, sie brachte ihr eine Mutter wieder, eine eigne Mutter, die mit heißer Liebe ihr die Arme entgegen streckte, und sie fortan zu behüten vor den Stürmen des Lebens, sie in diesen Armen zu beruhigen, zu schützen vor den schwarzen Erinnerungen an die letzte Vergangenheit — aber sie brachte ihr auch eine schmerzliche, eine tiefsehmerzhliche Kunde. Rudolf, welcher sich bei dem sich mehr und mehr vergrößern Brande vielleicht in höchster Seelenpein eingefunden hatte, welcher die vermiste Hedwig überall suchte, war von einem herabfallenden Walke erschlagen worden, und ruhte nun schon auf dem kleinen Friedhof, welcher dem Küsterhause so nahe lag, daß ihn Hedwig früher gern ihren Garten nannte.

Mit mehr Fassung, als Frau von Braun erwartet hatte, ertrug Hedwig diese Nachricht, und nahm Rudolf's Tod als eine Sühne auf, als eine Gerechtigkeit des Himmels, unter der sie schweigend ihr Haupt beugte.

Dem Wunsche der wiedergefundenen Mutter, sich mit derselben nach ihrem Wohnort oder, wenn sie das vorzöge, in eine noch entferntere Gegend zu begeben, setzte Hedwig die dringende Bitte entgegen, sie dahin zurückzuführen, wo sie so Vieles gut zu machen hatte, und wo schmerzliche und doch theure Erinnerungen für sie lebten.

Frau von Braun, obwohl es sie schmerzte, daß ihre Tochter nicht jene Gemüthe sollte kennen lernen, die sie ihr in ihrer Stellung bieten konnte, verstand und ehrte die Beweggründe von Hedwig's Bitten und zögerte nicht dieselben zu erfüllen.

So kehrten sie denn in das Dorf zurück, und richteten sich vorläufig ein, bis Meinhardt's früherer Hof wieder neu erbaut war; die Erste aber, die Hedwig aufsuchte, und die sie mit kindlicher Liebe bei sich aufnahm, war Rudolf's Mutter — für sie das theuerste Vermächtniß des Todten. — Wohlthaten verbreiten, ihren Geist durch nützliche Kenntnisse bereichern, das waren fortan Hedwig's Beschäftigungen; so verstrich Jahr um Jahr, und jedes Neue brachte eine Blüthe des Friedens mehr in ihr Herz.

Schneeglöckchen im Himmel.

Noch lag der kleine Bach im Thal
In starrem Eis gebunden,
Doch hatte schon ein Frühlingstrahl
Den Weg ins Thal gefunden.

Es schmolz der Schnee an Bergeswand,
Dort, wo der Strahl geglühete;
Und auf dem kleinen Fleckchen Land
Schneeglöckchen weiß erblühete.

Es schaut sich um in blauer Luft
Und sucht nach Gespielen;
Es träumte schon vom Frühlingsduft,
Mein! Zephyr lind zu fühlen.

Doch ach! bald kam ein eis'ger Wind
Daher gebraust von Norden,
Des Lenzes allzufrühes Kind
Mit rauher Hand zu mordern.

Vom Himmel kam ein Englein
Herab ins Thal geflogen,
Und küßend trug's das Blümlein
Hinauf zum Himmelsbogen,

Und seht! es an die Pforte drin
Im Paradiesgarten;
Die Brüderlein schau'n freudlich hin
Und helfen's Blümlein warten.

Wenn nun ein Herz auf Erden bricht,
Zu früh vom Sturm getroffen,
Und einget zu des Himmels Licht
Roll kindlich reinem Hoffen,

Dann läutet unser Glöckchen hell
Durch Paradieses Gärten:
„Ihr Englein, kommt alle schnell,
Begrüßt den Spiegelgefährten!“



BEST. HOTELIN & Co

HENRI VALENTIN

Die Osterfeier.

Das heilige Oster-Fest.

Ostern! — Es liegt eine sanfte Macht im Klang dieses Wortes — Ostern! — eine Macht, die wie Glockenklang und Frühlingsodem, wie Lerchenjubel und Himmelsbläue das Herz erweitert und klopfen macht — vor Freude — nicht nur vor christlicher, sondern vor menschlicher Freude. Dieselben Glockentöne, welche das Auferstehungsfest des Heilandes verkünden, künden zugleich die Auferstehung der Erde ein. Von dieser hat unser Osterfest sogar den Namen entlehnt, nämlich von der Göttin Ostara, welche die alten heidnischen Gothen als Frühlingsgöttin verehrten, und deren Feste ungefähr zu derselben Zeit begangen wurden, in die unser Osterfest fällt. Ohne Zweifel schreiben sich viele unserer Ostergebräuche von dem Cultus jener heidnischen Göttin her, namentlich auch der Gebrauch der Ostereier, welcher, so viel uns bekannt, durch alle christlichen Lande verbreitet ist. Zuerst tritt uns diese Sitte in jener frühen Zeit des Christenthums entgegen, als die Fasten noch streng gehalten und 40 Tage hindurch die Eier gesammelt wurden. Am heiligen Abend dann farbte man sie gelb, roth oder blau, ließ sie vom Priester weihen und vertheilte sie unter Freunde und Bekannte. Sogar noch unter der Regierung Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. wurden nach der großen Messe am Oftertage goldene Eier in das Cabinet des Königs gebracht, welcher sie an die Herren des Hofes vertheilte.

In unseren Tagen und in unserm Lande sind die „Ostereier“ vorzüglich zu einer Freude der Kinder geworden — die bunten Eier, nach denen sie in den Sträuchen und Burbaum-Einsamlungen der Gartenbeete sich müde suchen, sind für sie so ungetrennlich vom Ofterfest, wie der Christbaum vom Weihnachtsfest.

Unser Bild bringt diesen Gegenstand in so sinniger und poetischer Auffassung zur Darstellung, daß wir durch die Mittheilung desselben Freude zu bereiten glauben. Es ist in allen seinen Theilen so vielfach und selbstredend, daß eine Erklärung arnfig daneben stehen würde.

Der zu dem Spiel mit Ostereiern bestimmte Tag ist nicht überall derselbe; in manchen Gegenden ist es der sogenannte „grüne Donnerstag“, in andern der Oftertag selbst.

Die Industrie ist natürlicherweise auch an diesem Gebrauch nicht vorübergegangen, ohne ihn in ihr Bereich zu ziehen, und ihn zum Motiv allerliebster Fabrikate zu machen, nicht nur der mehr oder weniger genießbaren, welche an den Schaufenstern der Conditoren zum Entzücken der Kinder in bunten Reihen aufgehängt sind, auch die bildende Kunst verschmückt es nicht, der Schale des Eis einen Kern von gediegenerem Werthe zu geben oder schon seine Oberfläche mit sinnigen Bildchen und künstlichen Schnitzwerken zu schmücken, welche wohl im Stande sind, den Mund eines Oftereis auch für Erwachsene erfreulich zu machen.

's ist Ostern heut!

Wie ist der Himmel so blau, so weit,
So grün, so golden der Erde Kleid,
Und thauige Perlen glängen darauf. —
Die Lerche schwinget sich jauchzend auf
Und trägt zu den schweigenden Himmelshöhn
Die Kunde vom seligen Auferstehn. —
O Böglein, spar' für die Erde den Ton!
Die broben im Himmel die wissen's schon:
's ist Ostern heut!

Die Sonne betritt das feuchte Moos
Und rüht eine Weile im Waldbeschloß;
Vorant eilt der nettsche Frühlingswind
Und rüttelt die Bäume: „Wacht auf geschwind!“
Die reiben den Schlaf aus den Augen schnell —
Wie grünet das Moos, wie rauschet der Quell —
„Ein Schelm, der länger noch schlafen kam!“
Sie sehen's der leuchtenden Sonne an —
's ist Ostern heut!

„Ihr lieben Gespielen, o kommt herbei
Und sucht im Gesträuche das bunte Ei,
Das haben, damit das Kind sich freut,
Die Engel vom Himmel herabgeschreit.
O suchet im Garten mir recht genau
Die Eier, bald golden, bald roth, bald blau.
Ich wollte, daß ich recht viele fänd',
Und armen Kindern sie geben kömt';
's ist Ostern heut!“

Die Sonne blickt grüßend zum Fenster hinein;
Da tritt die Jungfrau zum blanken Schrein,
Sie nimmt draus ihr netstes, ihr bestes Kleid,
Sie schmückt sich zum Feste der Christenheit.
Sie nimmt den duftenden Veilchenkraut
Und wandelt ins ferne Gotteshaus.
Was draus erzählt der Lerche Gesang,
Verkündet der Orgel brausender Klang:
's ist Ostern heut!

Der festliche Tag steigt am Himmel empor
Und geht nicht vorüber am Kirchhofsthor.
Er tritt zu der traurigen Pforte hinein —
Die Gräber liegen in dunklen Reihn —
Er legt seine Hände segnend darauf,
Da blühen aus den Gräbern die Blumen auf
Und singen im leisen Flüstergetöse
Die Hymne vom seligen Auferstehn . . .
's ist Ostern heut!

[2193]

Marie Farrer.

Gedichte

von Leopold Schefer.

1.

Der fühlt sich glücklich, wer in seinem Alter
Nur um ein Weniges, ein Kleines nur
Es besser hat, als einst in seiner Jugend;
Und der ist doppelt arm, wer schwer im Alter
Zurückseufzen muß nach seiner Jugend,
Auch wenn sie Dienen war bei harten Menschen!
— Und wer am Jahresluß nur einen Groschen
Doch übrig hat, der ist ein reicher Mann,
Ein guter Wirth; dem wird es immer lang!

[2221]

2.

Mutter und Kind.

Das kleine Kind glaubt Alles seiner Mutter;
Und wie denn das? so ganz? — es glaubt die Mutter!
Und mit ihr Alles, Mögliches und nicht.
Und wie denn das? so trenn? — es liebt die Mutter.
Die Liebenden nur glauben sich einander,
Ganz unbekümmert um all andre Glauben
In aller Welt, die ihnen doch Nichts helfen.
Und lieben sie sich nicht mehr, glauben sie
Sich auch nicht mehr, und sind der Welten Zweie.
Nie, nie wird eine Liebe je die Herzen
Der ganzen Menschheit so wie Zwei beherrschen,
Wie sie sie nie — zu ihrem Glück — beherrscht hat,
Dieweil sie das nicht kann, als ganz unmöglich.

Die Liebe wird nur beherweis getrunken
Aus eines Jeden Becher; nicht darin
Gebadet, wie in einem heißen See.
Die Hoffnung auch ist eines Jeden Hoffnung,
Und was er hofft, lebt herrlich schon in ihm;
Was wolt' er hoffen, wenn er es nicht wüßte?
Was wolt' er lieben, wenn er es nicht sähe?

O Kind und Mutter! O du Vorbild Aller!
Vorbild nicht! nein, Vorthat, unzählbar Glück,
In Lüften, Waffen und auf Erden endlos,
Und unermesslich Jedem, der's genießt!
Und so geheimes, seligschweigendes,
Daß nicht die Lerche von der Taube weiß,
Und nicht die Blüthe von der nächsten Knozpe!

[2230]

Die erste Lerche.

Wenn der Winter scheidet, Frühlingsstürme die Wolken
jagen — und das Eis auf den Seen und Strömen zu brechen
beginnt — dann, dann regt es sich in der Menschenbrust; ein
eigenhümliches Ahnen und Sehnen geht durch unsere Seele —
und die Hoffnung will wieder Platz im Herzen gewinnen. —
In den Lüften ziehen wilde Enten und Kraniche, der Storch
findet sich ein; indeß aus der noch erstarren Erde die weißen
Schneeglöckchen schon ihre Blüthenhäupter emporstrecken. Alle,
alle diese Frühlingsboten erfrischen Herz und Auge — und es
ist, als kämen diese Bögeln, um auf ihren Schwingen nicht allein
den Frühling in das Land zu tragen, sondern auch Freude und
Zuversicht in unser Herz zu bringen. Die Schneeglöckchen aber,
die läuten und tönen, als wollten sie rufen und sagen: „Nun
Herz! wach' auf! nun ist es Zeit; laß es Frühling in deiner
Brust, in deinem Herzen werden! Keiner dieser Boten aber er-
hebt so mächtig, so überzeugend seine Stimme, als die Lerche.
Mag das Herz auch noch so versteinert, betrübt und verstümmelt
sein, der Liebesgruß der ersten Lerche klopft so laut, so ver-
nehmlich an unsere Brust, daß wohl Niemand sich dieser Mah-
nung entziehen kann. Der Gruß der ersten Lerche ist wie ein
Himmelsgruß, den Gott der Erde sendet: es ist der Abschied des
Winters, in welchen sich zugleich des Frühlings heiteres:
„Willkommen!“ mischt. Lerchenfang ist glücklicher Liebe
Zubehuf; Lerchenriller ist eine Freudenbotschaft, die ein frohes
Herz dem Himmel sendet; ein Bergmannsgruß, ein gottesgebe-
nes: Glück auf!

Und wenn sie nun alle kommen, eine nach der anderen sich
von der Erde erhebt; hier und dort ein Lied erschallt; im Aether-
blau ein Böglein nach dem andern singt und flattert; wie wohl
wird uns! Und wie die Sonne nach trübren Regentagen heller
und freundlicher lacht, so möcht' auch das Herz Sorge auf Sorge
verbannen — und fröhlich jauchzen:

„Ich wünscht', es wäre schon Morgen,
Da fliegen zwei Lerchen auf,
Die überfliegen einander,
Mein Herz folgt ihrem Lauf.
Ich wünscht', ich wäre ein Böglein
Und zöge über das Meer,
Wohl über das Meer und weiter,
Bis daß ich im Himmel wär.“

Nun hebt die junge Saat auf den Feldern die grünen
Halmchen empor; Krokus und Maasliebchen, Leberblumen und
Narcissen zeigen Blätter und Blüthen; mehr und mehr be-
hauptet der Frühling sein Recht. Die Birke treibt Saft, stär-
ker und stärker schwellen die Keime an — und die Schwälbe
findet sich ein. Wie zwitschert das am Dach! O, der Früh-
ling ist schön; sein junges Grün erfrischt, erquickt das Auge,
seine milden Tage machen die Brust leichter athmen — Nichts
von Allem aber erfreut so sehr, als der ersten Lerche Jubelruf!
Wenn wir trüb, melancholisch dahin schreiten über das öde Feld
— und unser Ohr vernimmt zum ersten Mal nach trübren Win-
ternacht der ersten Lerche Stimme wieder — wir müssen froh,
wir müssen heiter, voll Zuversicht werden. Wer dieser Mah-

nung sein Ohr, sein Herz verschließt, der muß recht krank an
Leib oder Seele sein; an dessen Brust klopft selbst die Lieb'
vergebens. —

Lerchenfang:
Frohen Herzens Preis und Dank.
Schwalbengruß:
Süßer Liebe Wort und Kuß.
Welch ein Schall,
Nachtigall,
Wecht dein Sang in meinem Herzen,
Singt von Liebestod und Schmerzen.
Dem Gemüth
Klagt dein Lied,
Daß der Frühling kam und flieht,
Daß die Liebe schied.
Lerchen, Lerchen, kommet wieder,
Bringt der Brust
Undewußt
Hoffnung, Trost durch eure Lieder!

[2190]

f. D.

Schule und Haus.

Vierzehnter Artikel: Die Pflege des Körpers.

Es ist eine alte, trübe Erfahrung, die viele Eltern an ihren
Kindern machen, daß die Fähigkeiten derselben nicht in allen Fäl-
len die Hoffnungen erfüllen, die man zu hegen so berechtigt
schien. Lebendige, geistreiche, geweckte Kinder erschaffen zu-
weilen am frühesten — werden matt, träge, unlustig zu jeder
Arbeit. Eltern und Lehrer möchten verzweifeln, schmählen und
strafen wohl gar — ohne zu bedenken, daß sie selbst zumeist
dies Unheil angerichtet.

Geweckte Kinder sind fast regelmäßig schwächlichen Kör-
pers. Der ewig regsame Geist, die innere Unruhe und Hast,
läßt dem Körper nicht sein Recht angedeihen. Statt Kinder die-
ser Art zu zügeln, mehr auf die Erspahrung des Körpers,
als auf die Erregbarkeit des Geistes zu sehen, werden die-
selben gewöhnlich zu unmaßgesetzter Thätigkeit angespornt. Man
hat Freude und Vergnügen an den raschen Antworten, an den
taum erwarteten Fortschritten — und bedenkt nicht, daß die
Freude meist durch einen später stiechen Körper erkauft wird.
Der ewig strebsame Geist findet keinen Genossen, keinen treuen
Gefährten am Körper; „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist
schwach“. Mit einem Wort: es fehlen die materiellen Kräfte.
Schon ein altes Sprichwort sagt: „Der Verstand kommt nicht
vor den Jahren.“ Darum nimmt die englische Erziehung in
weiser Fürsorge zuerst den Körper in Obacht; die Erstickung,
die Befestigung des Körpers ist den Engländern die erste Haupt-
sache der Erziehung; und nicht allein bei den Knaben, sondern
auch vorzugsweise bei den Mädchen. In allen englischen Er-
ziehungsanstalten wird auf die Pflege des Körpers ein gro-
ßes Gewicht gelegt. Und gewiß mit großem Recht. Nur wenn
der Körper stark und kräftig, vermag er die Anstrengungen des
Geistes ohne Nachtheil zu ertragen. Auf die Art und Weise,
wie man sich gewöhnt, den Körper zu tragen, die Augen zu schö-
nen, die Hände zu gebrauchen, beruht die Gesundheit des Kör-
pers, der genannten Glieder der späteren Jahre. Es ist zu be-
klagen, daß die deutsche Erziehung die Pflege und Wartung des
Körpers oft in den Hintergrund drängt. Und doch liegt in
dieser Vernachlässigung fast einzig und allein der Grund, daß so
viele Erwartungen und Hoffnungen der Eltern nicht in Erfül-
lung gehen. Wir meinen und verlangen nicht, daß junge Mäd-
chen, daß Alle turnen und exerciren sollen; wir wünschen nur,
es möchte ihnen gestattet werden, sich mehr in frischer, freier
Luft bewegen und tummeln zu können. Was scheinbar der Geist
in solchen Stunden, bei solchen Erholungen zu verlieren scheint,
wird durch späteren Fleiß, der bei erstarktem Körper eine Lust,
eine Freude ist, in reicher Fülle eingebracht. In der Jugend
scheinbar lässige, beschränkte Kinder überflügeln in späteren Jah-
ren fast regelmäßig die früher so befähigten; ihr Körper ist stark,
kräftig — und macht sie zu größerer Anstrengung und Ausdauer
fähig. Wie gesagt, Eltern, die ihre Kinder zu früh geistig an-
strengen, ehe der Körper die gebhörige Festigkeit und Kraft erun-
gen hat, graben denselben selbst ein frühzeitiges Grab, und zer-
stören sich selbst das Gebäude, das Hoffnung aufgebaut. Je er-
regbarer ein Kind, desto mehr haben Eltern und Erzieher die
Verpflichtung, darauf zu achten, daß dem Körper die gebhörige
Pflege zu Theil werde. Und erschläft ein früher thätiges, sicht-
bar gewecktes Kind sichtbarlich, so trägt die Erschlaffung des
Körpers gewöhnlich die Schuld daran.

Und wenn ich die ganze Welt gewinne und nähme ersten
Schaden an meinem Leibe, so wäre es mir nichts nütze; und er-
gründete ich alle Geheimnisse — und wüßte Alles — und läge
krank und elend auf dem Lager — was hätt' ich davon? Ein
gesunder Körper macht einen gesunden Geist — und beide ver-
eint bilden den wahren Menschen.

[2195]

D.

Garten-Arbeiten.

April.

Wer sähe ihn nicht gern kommen, den lieben nettschen
April, den launischen Pfortner am Zauberpalaße des Früh-
lings, der so widerwillig uns einzulassen scheint. Uns kimmern
seine Launen, sein unfreundliches Stirnrunzeln wenig, denn —
wir sind daran gewöhnt — und — endlich muß es ja doch Früh-
ling werden!

Diese noch nie betrogene Hoffnung giebt uns Muth und
Ausdauer zur Arbeit — denn der Arbeit giebt es viel und man-
cherlei in Feld und Garten. Wer nicht säet, kann auch nicht
ernten, und dem April ist es vorbehalten, das im März be-
gommene Werk des Säens zu vollenden.

Mit Ausnahme des türkischen Weizens, der Bohnen und
Surken können die Körner und Samenrollen aller Gemüße,
aller Blumen, der Erde anvertraut werden.

Kartoffeln werden gesteckt, die Erdbeerbeete schon zu Anfang des Monats hergerichtet, und alle bedeckten Gemüsepflanzen gelüftet, behackt und gereinigt. Die überwinterten Kohlpflanzen werden auf die für sie bestimmten Beete verpflanzt, die Erbsen behäufelt und mit Ruthen besteckt, die Esdragon- und Thymianstauden auseinander genommen und neu angepflanzt, Porree, Sellerie und Majoran dazugleich.

In den Frühbeeten muß man Sorge tragen, die Gurken und Melonen bei Beginn ihrer Blüthezeit zu lüften, wenn sie Früchte tragen sollen. Sind die Frühbeete gut gepflegt worden, so liefern sie in diesem Monat schon Salat und Radieschen zum Genuß.

Die Weinstöcke am Spalier werden ihrer Strohüllen entkleidet und aufgebunden, Obstbäume und Fruchtsträucher beschneiden und verpflanzen, so weit es im März noch nicht geschehen konnte, die Rosen völlig aufgedeckt und verschnitten; die im vorigen Jahre veredelten Rosenstöcke ebenfalls, ungefähr einen Zoll über dem Auge des edlen Reises, doch muß man nicht vergessen, dem Austreten des Saftes durch Verkleben des Schnittes mit Baumwachs vorzubeugen.

Die Rasenplätze des Gartens müssen gereinigt und, wenn es nöthig sein sollte, auf's Neue eingesät, die Birbaum-Einfassungen der Beete verschnitten, ergänzt, oder nach Erforderniß umgepflanzt werden. Auch für die Flora des Herbstes trifft man die wichtigste Vorbereitung durch Zertheilen und Legen der Georginenknollen. Keine aufmerksame Gärtnerin wird bei Aufbewahrung der Knollen versehen, die Farbe der Blume dabei zu bemerken, wohl wissend, daß eine geschmackvolle Zusammenstellung der Farben unendlich viel zur Erhöhung des lieblichen Eindruckes beiträgt, den eine Vereinigung schöner Blumen stets hervorbringt. Wo den Georginen besondere Beete eingeräumt sind, auf großen Rasenplätzen z. B., ist die gruppenweise Verteilung der Farben vor Allem anzurathen, denn die schönsten Blumen, im regel- und planlosen Gemisch untereinander gepflanzt, verlieren einen großen Theil ihrer Wirkung, indem sie die Ruhe der Betrachtung föhren.

Eine Wiese ist schön in dem bunten Durcheinander ihrer Blumen, — diese Blumen sind der kunstlose Schmuck, welchen die Natur auf den Rasenteppich wirft in wilder, planloser Freigeigkeit; doch ein Blumenbeet, welches in seinen engen Grenzen die Freiheit der Natur nachahmen will, ist nimmer schön; denn die Kunst kann nur durch Maß und weise Beschränkung wirken.

Im April bietet der Garten dem Auge schon ein freundliches Bild. Die gereinigten, mit frischem Kies befreuten Wege, welche sich von der frischen, kräftig duftenden Erde der gereinigten Beete blendend abheben, laden zum Betreten ein. Ueberall beginnt das Leben sich zu regen: die Vögel umflattern die Sträucher, um sich einen Wohnsitz auszusuchen, die Bienen umschwärmen die Kelche der Primeln, Himmelschlüssel und Traubenhyacinthen auf den Beeten, und vertiefen sich in die dunklen Augen des holden Murikels, welches so trauerlich vornehm neben seinen geringeren Verwandten steht.

Damit auch in kommenden Monaten die Rasenplätze nicht den Schmuck verschiedenartiger Blumenbeete entbehren, können im April die Stiefmütterchen und Verbenen gepflanzt werden, doch an geschützten Orten, wo kein kalter Zugwind sie trifft; eben so der Gladiolus mit Berücksichtigung seiner Farben auf getrennten Beeten. Besonders eignen zu diesen Anpflanzungen sich die letzten Tage des April, die, welche dem Mai am nächsten stehen, dem Mai, dem milden Schutzheiligen aller Blumen. [2212]

Der Schuh im Wechsel der Zeiten.

Ein schöner Fuß ist eine Herbe des Körpers. Nach Art und Weise, wie Jemand den Fuß setzt, seine Schuhe oder Stiefeln trägt, läßt sich mit Sicherheit auf den Charakter, auf die inneren Neigungen und Schwächen des Inhabers schließen. Ein schlechgetretener Schuh jagt mehr, als fünf Pfaffen zu sprechen vermögen. Und so kann es also nicht Wunder nehmen, wenn man sieht und hört, daß die Art und Weise, die Füße zu bekleiden, nicht allein dem einzelnen Menschen, sondern ganzen Völkern, ganzen Zeitaltern einen Stempel aufzubringen vermochte.

Das Alterthum kennt nur die Sandale, jene Sohle, die den nackten Fuß vor Verletzungen schützen sollte — und mit Bändern, die oft mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren, befestigt wurde. Dieser Sandalen-Bänder wurden nach und nach mehr und mehr; immer breiter und höher hinauf wurden dieselben zierlich geschlungen und befestigt. Kaiser Vitellius trug die Sandale seiner Geliebten auf der Brust; indes Andere das Bildniß ihrer Herzenskönigin auf dem Hauptbände der Sandale befestigt trugen. Beiden Geschlechtern war die Sandale gemein. Aber der Wunsch, den nackten Fuß zu umkleiden, stellte sich mehr und mehr heraus. — Dichter und dichter drängten die Bänder sich zusammen — und wurden endlich unbemerkt zu einer Sohle, die den ganzen Fuß umhüllte — und höchstens nur eine lederne Sohle, gleich der Sandale, hatte. Von der Sohle, woraus später der Strumpf wurde, bis zum Schuh war kein weiter Schritt. Derselbe repräsentirt das Mittelalter. Der Schuh wurde mit der kostbarsten Puß einer feinen gefuchten Toilette. Der kleine, enge Schuh, der sich ganz nur nach der Größe des Fußes richten sollte, genügte nicht. Graf Fulco von Anjou brachte die berühmten Schnabelschuhe um's Jahr 1087 auf, die sich viele Jahrhunderte hindurch in der Mode erhielten. Die böse Welt freilich behauptet, der Graf habe dieselben ausbringen müssen, da er keine engen Schuhe zu tragen vermochte. Doch dem sei, wie ihm wolle. Keine Mode hat sich länger behauptet, als eben die Schnabelschuhe. Während die Schnabel nun, nach dem Stande, bald kleiner, bald größer waren, ja bei Fürsten sogar die Länge von zwei und ein halb Fuß erreichten, wurden dieselben gemeinlich vorn mit einer silbernen oder goldenen Kugel versehen, auch wohl mit Glöckchen besetzt, wie überhaupt Gold und Silber an den Schnäbeln nicht gespart wurden. Als bald darauf die geschlitzten und mit Puffen versehenen Kleider, Röcke und Wämse aufkamen, ermangelte man nicht, auch die Schuhe zu schlitzeln, mit Puffen zu versehen — und diesen Zierrath mit kostbarer Stickerei zu schmücken. Diese Schuhe wurden Puffschuhe genannt, denen jene plumpen, unzierlichen folgten, die, vorn unförmlich breit, den Fuß im

höchsten Grade verunstalteten. Selbst unsere jetzt bekannten sogenannten Ueberschuhe fehlten nicht. Griechinnen z. B. trugen zwei schmale Brettchen als Stelzen unter jedem Schuh, und die sogenannten „Stolpenschuhe“ ruhten auf oft drei Zoll hohem Stelzenabsatz. Alles Dies verdrängte jedoch zumeist der dreißigjährige Krieg. Von hier ab scheidet sich Herren- und Frauenfußbekleidung. Und während Letztere ausschließlich den Schuh beibehielten — und die grün, gelb, rothen Korbuanschuhe mehr und mehr dem einfachen Schwarz Platz machten, erfaßten die Männer mit Begeisterung den wallenstein oder schwebdischen Stiefel, den Stücker mit Spizen und Borden einfassen ließen. Die Rococco-Zeit bemühte sich, den Lederschuh, den sogenannten Stiefelschuh, auf dessen schmalem Oberleder Figuren gepreßt waren, aufzubringen; — doch die Revolution befeitigte denselben — und verhalf dem Stiefel wieder zu seinem Recht.

Den Damen blieb der Schuh, der leichte, zierliche Schuh, variirend vom leichtesten Atlas bis zum schweren Leder. Hier vermag die Mode nur wenig Einfluß zu üben, dem eigenen Geschmack ist das Meiste überlassen. [2213]

Eine Fensterscheibe.

Wie unwirthlich, unwohnlich müssen doch vor dem die Wohnungen unserer Voreltern trotz aller Pracht gewesen sein — wenn man bedenkt, daß alle Fenster damaliger Zeit des Glases entbehrten — und man statt desselben nur ölgetränktes Papier, fein geschabtes Horn — oder dünnes Weidengeflecht kannte. Wer denkt daran, daß im 16. Jahrhundert in ganz England nur das königliche Schloß Glasfenster hatte und Frankreich noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts nur papierne Vorfenster kannte! Wer möchte es glauben, wenn er die Pracht und Schönheit unserer jetzigen großen Spiegelscheiben bewundert, daß noch vor 100 Jahren die Paläste zu Mailand und Florenz nur Papierfenster besaßen?

Und doch ist die Erfindung des Glases — eine uralte. Auf antiken Gemälden der Aegypter, die an 4000 Jahre alt, findet man bereits Glasbläser abgebildet — und die Chinesen kennen die Fabrication des Glases seit der Hälfte der vorhin angegebenen Zeit. Venedig verdankt dem Glase die größte Hälfte seines Reichthums — und seiner Macht; — denn Venedigs Glasfabrikation war weltberühmt. Man verstand das schönste farbige Glas herzustellen; vermochte allerlei Luxusartikel zu verarbeiten; machte gläserne Perlen und Edelsteine; benutzte das farbige Glas zu den schönsten Mosaikarbeiten; schmiedete zuletzt selbst die hohen, bogigen Kirchenfenster mit den schönsten, künstlerisch werthvollen Glasmalereien — aber reines, klares Fensterglas, schöne blasenfreie Spiegel anzufertigen — blieb der neueren Zeit erst vorbehalten. Und wie bald, wie rasch entwickelte sich die Kunst! Auch selbst die ärmste Hütte entbehrt jetzt der Fensterscheiben nicht.

Und wem verdanken wir Dies hauptsächlich? — Dem unscheinbaren Kieselquarz, der fast überall sich findet — und als werthlos mit dem Fuße fortgestoßen wird. Der Quarzsand ist der vorzüglichste Bestandtheil des Glases — und Böhmen z. B. verdankt demselben gegenwärtig einen seiner blüthenreichsten Industriezweige. Was wäre ohne die Erfindung des Glases aus der Welt geworden? —

Der Himmel, die Erde wäre uns bis heute noch eine unbekannte Größe. Der Erfindung des Fernrohrs verdanken Galilei, Kepler, Herschel u. A. die Erfolge ihrer Entdeckungen des gestirnten Himmels. Wäre die Camera obscura nicht durch die Erfindung des Glases möglich geworden, würde Daguerre niemals Lichtbilder haben herstellen können — und die Photographie konnte nie an das Licht treten. Das Mikroskop, welches uns die Welt des Kleinen erschlossen, wäre nicht möglich herzustellen. — Und solcher Erfindungen, Entdeckungen — und Gegenstände, die alle erst durch die Erfindung des Glases möglich wurden, ließen sich unzählige anführen. Die Erfindung des Glases ist für die Menschheit eine unendliche Quelle des Segens und des Glückes geworden. Und alles Dieses ermöglicht der unscheinbare, für werthlos gehaltene Kieselquarz. Wer sieht es diesem Steine an, daß aus ihm das schöne, helle Glas gefertigt werden kann? wer denkt daran, daß man aus einem Glasstück in einer Minute einen 90,000 Fuß langen Faden ziehen kann, so fein, so weich, so dünn wie Seide, um Kleider und Gürtel daraus zu fertigen? — Und nun der Spiegel! Wohl hatte man in alter Zeit schöne, kostbare Metallspiegel — doch den Spiegel aus Glas vermochten sie nicht zu ersetzen. In England wurde vor Kurzem ein Spiegel von 18 Fuß Länge und 10 Fuß Breite angefertigt, der 20 Centner wog. Was sind dagegen die früheren, winzigen Metallspiegel! Und dann wie ruhig, wie gemüthlich sitzt es sich doch hinter den schönen, klaren Scheiben, wenn es draußen stürmt und schneit — und der Ofen seine wohlthunende Wärme verbreitet! Wie glücklich schauen wir nicht zum Fenster hinaus, wenn eine Freundin oder ein Bekannter vorübergeht. — Gewiß! wir lebten nur halb, wenn man uns das Glas entzöge — nur das einfache, weiße, durchsichtige Glas.

Wieder eine Lehre — auch das Unscheinbarste nicht zu verachten — im Kleinsten liegt der Keim zu dem Großen — und zur Zeit des Kaisers Nero hatte die einzige Glasvase, die er besaß, fast denselben Werth, den späterhin der ganze Glaspalast der Industrie-Ausstellung zu London hatte. [2197]

Selbstbiographie eines Londoner Straßen-Clowns.

Henry Mayhew, der bekannte Londoner Philanthrop, der Freund der Verbrecher, der Gauner, der Gaukler, der Armen, giebt uns folgende Selbstbiographie eines Straßen-Clowns:

„Ich bin 16 Jahr Bajazzo gewesen, und habe allein davon gelebt. Meine Mutter starb, als ich 2 Jahr, mein Vater, als ich 9 Jahr alt war. Er war Fuhrmann und sein Herr nahm mich als Stallungen an; so blieb ich bei ihm, bis er Bankrott machte. Ich war nun auf mich selbst angewiesen, fand ein Unterkommen als Diener beim Astley-Theater, wo ich jeden Abend einen Schilling verdiente. Hier blieb ich eine Zeitlang

und lernte das Theaterleben kennen. Ich lernte auch vor den Leuten singen — ja, ich sang meine schmucken Lieder, und trieb's am Ende auf eigne Rechnung in den Straßen. Die Noth trieb mich zu dem Straßenleben, so wenig ich's liebe. Ich möchte lieber den ganzen Tag für einen Schilling Lasten ziehen, als 12 Schilling mit meinem Gewerbe verdienen. Ich habe mir Mühe gegeben herauszukommen, ich hat einen Freund, mir eine Stellung zu verschaffen — ich versuchte bei der Polizei anzukommen und versuchte manches Andere, aber es ward mir geradezu unmöglich gemacht, von der Strafe loszukommen. Wie oft habe ich den Bajazzo gespielt und Poffen getrieben mit schwerem Herzen!

Ich bin auch viel gereist, aber es glückte mir nirgends mit dem Handwerk. Manchmal verdiente ich 10 Schillinge in 2—3 Tagen, aber das war selten, und was sind 10 Schillinge, wenn man damit Weib und Kinder vielleicht einen Monat lang erhalten soll.

Ich habe 3 Kinder, eins davon ist erst 8 Wochen alt. Ihr könnt nicht glauben, wie oft das Straßenleben Einem zur Qual wird, was für Leiden und Entbehrungen es mit sich führt. Einen Tag vor der Geburt meines Jüngsten arbeitete ich als Bajazzo 12 Stunden lang — es war naß und kalt — und verdiente 1½ Schilling; denn, sehen Sie, ich führe Buch über meine Einnahmen und Ausgaben. Da können Sie sich überzeugen, wie viel ich als Bajazzo oder als Lustigmacher bei den Akrobaten eingenommen habe seit Anfang dieses Jahres.“

Er zeigte mir sein „Buch“, wie er's nannte; es war sehr klein geschrieben und das Papier möglichst ökonomisch zusammengefalzt. Diese Notizen ergeben wöchentlich eine Durchschnitts-Einnahme von 9½ Schilling, von der, wenn die Ausgaben abgezogen werden, nicht volle 6 Schilling übrig bleiben für Frau und Kinder.

„Glauben Sie,“ fuhr der traurige Lustigmacher fort, „Niemand hält mehr auf Ehre, als Menschen in meiner Lebensstellung. Ich wollte lieber hungern als um Unterstützung von der Gemeinde bitten. Manchmal bin ich ohne Frühstück an die Arbeit gegangen, und mußte erst den Bajazzo spielen, ehe ich mir etwas zum Mittagessen kaufen konnte. Ich bin nur ein Poffenreißer, aber ich könnte Bücher schreiben von meinen Erlebnissen. Niemals puke oder schminke ich mich zu Hause. Wir alle costumiren uns im Wirthshause. In der Straße, wo ich wohne, wissen nur Wenige, was ich eigentlich für ein Gewerbe treibe. Mein Weib und ich, wir halten es vor unserm Nachbarn so geheim wie möglich. Sie wäscht, wenn sie kann, für andere Leute, aber das Waschen wird schlecht bezahlt. Ich gehe Morgens um 8 Uhr aus und komme zurück in der Dämmerung; meine Kinder wissen kaum, was ich treibe, sie sehen meine Kleider umher liegen, das ist Alles. Meine Älteste, ein Mädchen von 13 Jahren, hat mich einmal auf dem Jahrmarkt als Clown gesehen — sie brachte mir Thee, denn es war nicht weit vom Hause. Sie lachte, als sie mich sah, und wollte bei mir bleiben; aber lieber wollt' ich sie todt vor mir sehen, als bei meinem Handwerk.“

Zuerst tanze ich als Clown einen komischen Tanz, reife danach ein paar Wiße und das ist die ganze Sache. Den Anfang des Tanzes macht die Polka (ich tanzte sie zuerst auf der Straße), dann kommt ein Walzer und ich spiele dazu den Dudelsack. Danach kommt ein kleines komisches Mandver, ich schäle mir Luft zu, und Einer von der Gesellschaft fragt mich, ob ich außer Athem bin. Ich antworte: Nein, der Athem ist außer mir. Die Fragen zu den Wißen sind immer schon vorbereitet und die alten Späße sagen unserm Publikum am besten zu. Je älter sie sind, um so besser für die Straßen.

Wir lernen unsere Wiße durch das Zusammensein mit andern Clowns — wir selbst erfinden keine, ich wenigstens kannte keinen Straßenbajazzo, der es gethan hätte; aber ein Glas Brantwein lieben wir alle, und wenn's sein kann, ein großes; wir sind darauf angewiesen, und ich kann mir keinen Clown denken, der Späße macht bei einem Glase Dumbier — es geht nicht, Herr, es geht nicht. —

Die meisten Straßen-Clowns sterben im Arbeitshause, oder auf ihre alten Tage geht es ihnen auf andere Weise schlecht — Gott weiß, was ich für ein Ende nehmen werde.“

Wenige Minuten darauf sah ich den Mann, als Harlekin verkleidet, mit bemaltem Gesicht tanzend und singend auf der Straße, als wäre er der lustigste Bursch in London. [2122]



Die Leibgarde des Königs von Siam.

Die Garde dieses asiatischen Fürsten dürfte den Frauen besonders interessant sein, denn sie besteht aus — Frauen. Und es sind tapfere Kriegerinnen, diese Frauen; von Jugend an für den Wehrstand erzogen, besitzen sie eine Gewandtheit in Führung der Waffen und eine kriegerische Haltung, welche selbst Europäern Bewunderung abnötigt.

Das Bataillon der Leibwache besteht aus 400 Frauen und ist in 4 Compagnien getheilt, deren jede unter dem Befehl einer Anführerin steht, welche vom König gewählt wird. Bei dieser Wahl ist stets Gewandtheit und Tapferkeit entscheidend.

Alle 4 Compagnien haben eine gemeinschaftliche Oberbefehlshaberin. Die gegenwärtige hat ihrem Heldennuth diese hohe Stellung zu verdanken, indem sie vor einigen Jahren dem Könige auf der Jagd mit Gefahr ihres eigenen Lebens das Bein rettete. Ihr Hausstand ist fürstlich, und die ihr gezollte Ehrerbietung nicht geringer als die, welche dem Souverain und seiner Familie dargebracht wird.

Prinzess Victoria-Polka von Gustav Schenk.

Original-Musik des Bazar.

PIANOFORTE.

Ueberhaupt ist die Stellung dieser Leibgardistinnen eine sehr geachtete und äußerst vornehme. Ihre Besoldung ist sehr hoch, 5 Negerinnen sind zur Bedienung einer Jeden überwiesen, und ihre Kleidung ist ihrem hohen Range entsprechend. Als Galauniform tragen sie ein geschmeidiges Panzerhemd über einem weissen feinen Wollentleide; den Oberkörper schützt ein vergoldeter Panzer, den Kopf ein vergoldeter Helm. Zu dieser Uniform gehört nur die Lanze, zu ihrem täglichen, etwas einfacherem Costüm eine Flinte, die sie nicht minder geschickt als jene zu gebrauchen verstehen.

Der König ist weder bei Festen und Belustigungen, noch im Kriege ohne eine Abtheilung dieser seiner Garde, welche mit grenzenloser Ergebenheit an ihrem Fürsten hängt, was gewiss großentheils darin seinen Grund hat, daß der König zuweilen aus den Tapsen dieses Chors sich eine geschmackvolle Gemahlin wählt. Das ist für diese Frauen die einzige Möglichkeit der Ehe, da sie beim Eintritt in das Bataillon (von 13 Jahren) das Gelübde der Keuschheit ablegen müssen. Mit dem 25. Jahre werden sie aus dem Waffendienst entlassen und erhalten das, was man bei uns eine „Civil-Versorgung“ nennt.

Der König von Siam ist sicher ein guter Diplomat.

[2131]

Chinesische Sitten. Ein in China reisender Engländer erzählt uns seine dortigen Erfahrungen auf folgende Art:

„Ich hatte mich mit dem Bootsmann lange vergebens gestritten, denn er behauptete, die Nadel des Compasses zeige nach Süden, und ließ sich nicht bekehren. Ich fragte also, mir um das Gespräch zu ändern, ob er Willens sei, zu einem Fest zu gehen, denn er war ganz weiß angezogen. Mit einer Miene des Vorwurfs widersprach er meiner Vermuthung, indem er sagte, daß sein einziger Bruder vergangene Woche gestorben sei und er in tiefster Trauer. Als wir ans Land stiegen, zog ein militärischer Mandarin zuerst meine Aufmerksamkeit an; er trug einen langen gestickten Unterrock, eine Perlenkette um seinen Nacken, in der Hand einen Fächer, und mit Erlaunen bemerkte ich, daß er von der rechten Seite auf's Pferd stieg. Auf dem Wege nach Hause sah ich mehrere alte Chinesen, die sich das kindliche Vergnügen machten, auf Stelzen zu gehen. Fast alle waren graubärtig, mit ungeheuren Brillen ausgestattet, und einige Andere ließen Papierdrachen fliegen, während eine Gruppe Knaben dem vergnügten Treiben ihrer Väter oder Großväter mit ernstester Aufmerksamkeit zusahen. Ich war begierig, die Literatur dieses sonderbaren Volkes kennen zu lernen, und ging deshalb in einen Buchladen. Der Eigenthümer sagte mir, die chinesische Sprache habe kein Alphabet und mein Erlaunen wuchs, als er ein Buch ausschlug und da zu lesen begann, wo ich stets gewohnt war, das Ende zu suchen; er las das Datum der Herausgabe: „im 5. Jahr, im 6. Monat, am 23. Tage.“

„Wir schreiben das Datum anders“, bemerkte ich, und bat ihn, mich über die Gebräuche seines Volkes zu belehren.

Er that es auf folgende Weise:

„Wenn Sie einen vornehmen Gast empfangen, so lassen Sie ihn zur linken Hand sitzen, denn das ist der Ehrenplatz, und nehmen Sie ja nicht den Hut oder die Mütze ab, denn das wäre ein ungehörliches Zeichen von Vertraulichkeit.“

Als ich mich hinreichend von diesem Schlage erholt hatte, der alle meine bisherigen Ansichten von Höflichkeit niederwarf, bat ich ihn, mich einen Blick in die Philosophie seines Landes thun zu lassen.

Er öffnete das Buch von Neuem und las mit geziemender Würde: „Die gelehrtesten Männer stimmen darin überein, daß der Sitz des menschlichen Verstandes im Magen sei!“

In meine Behauptung zurückgekehrt, dachte ich, daß eine Tasse Thee mir wohlthuend sein möchte, nach all den erlebten Täuschungen und neuen Erfahrungen. In dieser Beziehung war ich wenigstens meiner Uebereinstimmung mit dem Geschmack der Chinesen gewiß.

Doch meine Ueberraschungen sollten noch nicht zu Ende sein. Als der Thee zum Aufguss gebracht wurde, bemerkte ich, daß er eine ganz andere Farbe habe, als ich sonstan ihm gekannt; er war matt olivengrün. Ich sprach meine Verwunderung darüber aus; doch mein Aufwärter entgegnete ganz ruhig, daß die Chinesen ihren Thee nie färben; weil aber die Fremden mehr dafür bezahlen, wenn er recht gleichmäßige Farbe hat, so wird ihnen natürlich der Wille gethan.

Als ich den Aufguss der reinen Theeblätter trank, fühlte ich mich augenblicklich zu dieser chinesischen Sitte bekehrt. — Hinsichtlich der andern Gebräuche der Chinesen fordere ich aber noch einige Zeit zur Ueberlegung.“

[2191]

Als der Reisende Karl Claus durch Syrien reiste, hatte er Gelegenheit, einen Drusischen Brautzug zu sehen, und erzählt: Die Braut, auf einem weissen Zelter sitzend, der von ein Paar Männern geführt wurde, trug eine hohe Drahtmitze in Trichterform, über die ein großes, weisses Tuch herabhing, das ihre ganze Gestalt gespensterhaft einhüllte; eben so barock und phantastisch trugen sich die übrigen Frauen. Alles hat bei den Drusen einen geheimnißvollen Anstrich, und besonders ihre Religion, die, in allerhand Symbole eingehüllt, für uns ein Geheimniß sein und bleiben wird.

Der beliebteste Stein im Schmucke der Frauen ist der Opal. Sein prachtvolles Farbenpiel ist bezaubernd und macht, daß er selbst neben Diamanten und anderen kostbareren Steinen seinen Platz zu behaupten weiß. Die schönsten Opale

heißen orientalische — wogegen edle Opale mit besonders hervorragenden gelben und rothen Farben-Nuancen in Frankreich „Girasol“ genannt werden. Dieselben sind künstlich verändert, haben ein prachtvolles opalartiges Ansehen und werden zu hohen Preisen als Schmucksteine verkauft. Es werden nämlich Bergkryalle als Schmucksteine geschliffen — und dann glühend in eine färbende Auflösung geworfen. Der Stein erhält durch das Glühen verschiedene feine Sprünge. In diese zieht die Flüssigkeit ein — und giebt dem Steine sein wunderschönes Ansehen. Der schönste und größte Opal befindet sich im Wiener Hof-Mineralien-Cabinet. Derselbe wiegt ein Pfund und zwei Loth, und man schätzt seinen Werth auf 70,000 Gulden.

Die Familie Napoleon's I. liebte den edlen Opal ganz besonders; und die ehemalige Königin von Neapel, die Gemahlin Murat's, besaß zu ihrer Zeit den schönsten Opalschmuck.

[2188]

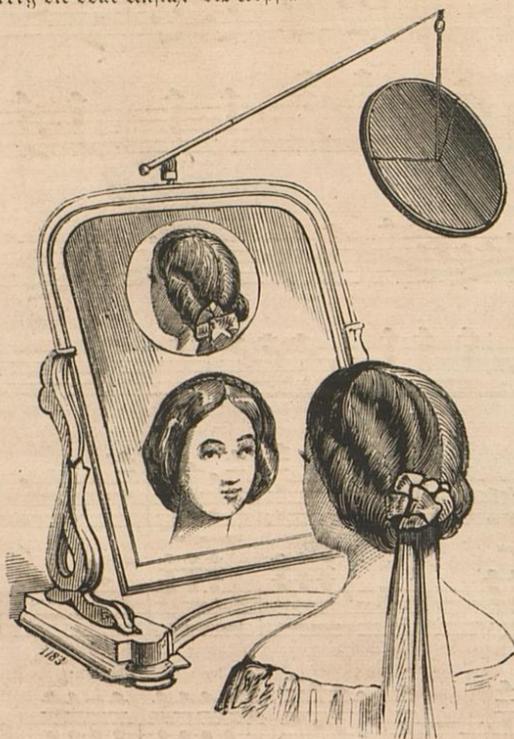


Der Nachenspiegel.

In Nr. 1 des Bazar theilten wir unsern Leserinnen eine neue Erfindung zum Besten der Damentoilette mit (der Haarscheitler von Croisat in Paris) und können uns nun nicht versagen, eine dieser Erfindung verwandte, ja sie gewissermaßen ergänzende heute folgen zu lassen, wenn uns auch der Vorwurf treffen sollte, daß wir damit eigentlich keine Neuheit darbieten; nämlich den Nachenspiegel.

Am oberen Rahmen eines Toilettenspiegels wird ein Stab befestigt, welcher an seinem äußersten Ende einen kleineren runden Spiegel trägt. Dieser, durch einen leichten Mechanismus so eingerichtet, daß er nach Belieben gestellt werden kann, nimmt das Bild des Hinterkopfes auf und wirft es in den größeren Spiegel zurück.

Unsere Abbildung giebt eine klare Vorstellung von diesem Gegenstande, welcher jedenfalls zu den nützlichsten Toiletten-Apparaten gehört, womit Industrie und Mode die Zimmer der Damen ausgestattet, und daß diese Vorrichtung an jedem Spiegel ohne Schwierigkeit angebracht werden kann, ist ein Vorzug mehr, und vorzüglichlich der Grund allgemeiner Anwendung. Wie angenehm und vorthellhaft es sei, beim Frisiren gleichzeitig die volle Ansicht des Kopfes von der Vorder- und von



der Rückseite zu haben, ist Damen gegenüber zu bemerken überflüssig. Das Verdienst der Erfindung gebührt den Herren Heal und Sohn in London, Tottenham-Court-Road 196, welche ein Patent darauf erhielten. Doch auch in Deutschland werden diese Spiegel bereits gefertigt, und in Städten, wo dieselben noch nicht zu haben sein sollten, werden sich leicht geschickte Arbeiter von Fach finden, welche nach unserm Modelle die Anfertigung übernehmen. [2211]

Rosenpomade.

2 Pfund Schweinefett läßt man über einem gelinden Kohlenfeuer schmelzen. Dann nimmt man ein reines kleines Sieb, belegt es etwa 1/4 Zoll mit Berg und auf dieses circa 2 Loth Mecca-Wurzel, gießt alsdann das geklärte Fett so heiß wie möglich durch, brüht die Mecca-Wurzel gut aus, läßt die Masse etwas erkalten und setzt dann entweder 1/2 Quentchen ächt orientalisches Rosenöl, oder, wenn man die Pomade billiger (allerdings dann auch nicht so gut) herstellen will, 1 1/2 Loth Rosamendöl hinzu. [2220]



Färben und Vergolden der Ostereier.

Um Eier roth zu färben, genügt es, sie in einer Abkochung von Carmin oder Grapp zu sieden; violett werden sie, wenn man etwas Campecheholz, blau, wenn man Indigo, gelb, wenn man Safran in das Wasser thut. Bei der Anwendung des Indigo und des Campecheholzes ist jedoch große Vorsicht zu empfehlen, da diese Farben nicht viel weniger als Gift sind. Sollte also beim Färben die Schale eines solchen blauen oder violetten Eies springen, und die Farbe sich, wenn auch nur wenig, dem inneren Ei mittheilen, so darf dasselbe nicht gegessen werden.

Um Eier zu vergolden, rührt man etwas Gummicopal mit Chromgelb zusammen, streicht mit einem Pinsel diesen Lack auf die Oberfläche des Eis und rollt es dann, so lange es noch feucht, in wächtigem Goldstaub (Münzberger Goldstaub). Bis zum nächsten Morgen muß es trocknen, und wird dann mit einer Haferpote von überflüssigem Goldstaub befreit und geklärt.

Gekochte Eier in der Schale aufzubewahren.

Zur Zeit, wenn die Eier häufig sind und es nicht schwer ist, sich frische zu verschaffen, nimmt man am nämlichen Tage gelegte Eier, thut sie in kochendes Wasser, läßt sie nur 2 Minuten darin und legt sie sofort in luftdicht zu verschließende Risten oder Schachteln, alle Zwischenräume mit Mele oder Asche

ausfüllend. Sollen die Eier im Winter gebraucht werden, so nimmt man sie heraus, setzt sie in frischem Wasser über das Feuer, läßt sie jedoch nur so lange dort, bis das Wasser zu sieden beginnt. Dann nimmt man die Eier heraus und servirt sie.

Auf diese Weise conservirte Eier sind von frischen nicht zu unterscheiden; — doch wenn man, statt sie in der Schale gekocht zu essen, sie auf andere Weise gebrauchen will, so darf man nur, wenn sie aus der Schachtel kommen, sie ganz wie frische Eier verwenden.

Eisen- und Stahl-Geräthe vor dem Rost zu bewahren.

Man läßt die Geräthe brennend heiß werden, reibt sie mit sehr weichem Wachs, erhitzt sie zum zweiten Male, so, daß das Wachs nicht mehr sichtbar ist und reibt sie dann nochmals mit einem Stückchen Tuch oder Leder, um ihnen den Glanz wieder zu geben. Die in die Poren des Metalls eindringende Fettigkeit schützt dasselbe vor dem zerstörenden Einfluß der Feuchtigkeit.

Benutzung schon zum Aufguß gebrachter Theeblätter.

Die schon gebrauchten Theeblätter werden, ehe sie gänzlich trocken sind, als Reinigungsmittel auf Teppiche gestreut. Sie nehmen nicht allein den Staub an, sondern beleben auch die Farben; um die Theeblätter wieder zu entfernen, bedient man sich am zweckmäßigsten eines weichen Besens aus Binien oder feinen geschälten Ruthen. [2192]

Bereitung des französischen Pfefferkuchens.

1 Pfund süße Mandeln und 1/4 Pfd. bittere werden abgehäutet, gestoßen oder auf dem Reibeisen zerrieben, mit 1/2 Meße des feinsten Weizenmehls gut gemengt. Eine Stange Vanille, 1 Loth feiner Zimmt, Cardemum, Nelken, Zitronenschale nach Belieben gestoßen und darunter gemengt. Dann kocht man unter beständigem Rühren 1 1/2 Pfd. Honig mit 2 Pfd. geriebenem Zucker auf, bis der Zucker sich völlig mit dem Honig gemischt hat, thut dies kochend in das Gemenge von Mehl, Mandeln und Gewürzen, 2 Loth in Wasser aufgelöste Pottasche dazu, und knetet mit den Händen noch so viel Mehl hinein, daß der Teig sich aufmangeln läßt.

Hierauf sticht man mit einem Glase runde Kuchen aus und bäckt sie auf einem mit Mehl bestreuten Blech, bei mäßiger Hitze. Stehen die Kuchen länger als 7 Minuten im Ofen, bis sie gar sind, so werden sie sehr hart und trocken, backen sie dagegen schon in wenigen Minuten braun, so bleiben sie inwendig zäh und klebrig.

Obige Portion giebt 120—130 Kuchen, die so groß sind, als die, welche man mit 1 Sar. bezahlt.

Der Teig darf nur 1 Messerrücken dick ausgerollt werden und muß warm vom Blech losgeschritten werden, so bald die Kuchen aus dem Ofen kommen, weil er, kalt geworden, wie Glas bricht. [2218]

Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe in Nr. 13.

Die männliche Schönheit steigt durch Kraft und Charakter, die weibliche durch Zartheit und Anmuth. Anmuth aber ist das Siegel weiblicher Schönheit. Und wie der Schlüssel das ganze Gebäude hält, so hält die Zartheit des Weibes das häusliche Glück zusammen.

Auflösung der Rebus in Nr. 13.

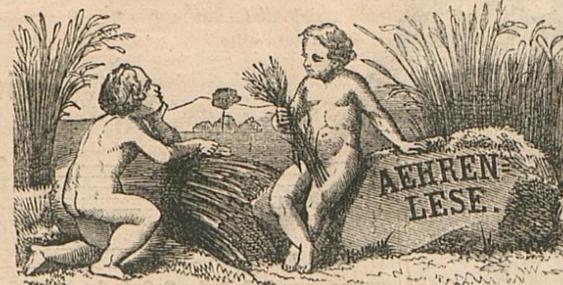
Erster Rebus.

Ein Herr, welcher ästhetische Vorträge hält.

Zweiter Rebus.

Manche von Vielen geleseene Bücher sind gar nicht interessant. [2215]

Rebus.



Einem Freunde Gutes zu thun, ist bei weitem nicht so schön, als es schändlich ist, dies im Nothfalle zu unterlassen. Aber sich an seinem Feinde nicht zu rächen, ungeachtet er dazu Gelegenheit giebt, das ist wahre Güte.

Viel und gut sprechen, ist das Talent eines wihigen Kopfes; wenig und gut, der Charakter des Denkers; viel und schlecht, die Wuth des Dünklings; wenig und schlecht, das Unglück des Tropfes.

Die Kunst, reich zu werden, ist im Grunde nichts Anderes, als die Kunst, sich des Eigenthums anderer Leute mit ihrem guten Willen zu bemächtigen.

Die Schönheit ist am liebenswürdigsten, Wenn sie nicht weiß, wie sehr sie uns erfreut.

Die müden Kinder.

Schlaftrig deutet am Sopha sich Eins, an den Lehnen des Stuhles Schnarchet ein Andres, am Tisch sitzt das Dritte und schnarcht. — „Kinderchen, kommt! ihr liegt so hart; ich bring' euch zu Bette.“ — „Was uns, o Mütterchen, noch! sind ja kein Fischchen noch müd!“ Also, ermüdet vom Spiele des Lebens, so rufen wir all' einst; Aber die Mutter Natur bringt uns freundlich zu Bette. [2216]



Ein fataler Schreibfehler

hat sich in unserem Bericht: „Neue Strohhut-Façons“ (Bazar Nr. 14) eingeschlichen. Es heißt Seite 108 Zeile 8—11 von unten: „so fügen wir nur hinzu, daß der runde Hut Nr. 5 ausschließlich der „Jugend angehört und kaum eine Dame über 20 Jahre gut kleiden wird.“

Statt dessen muß es heißen: „so fügen wir nur hinzu, daß der runde Hut Nr. 6 u. s. w.“

An Frau P. St. in H. bei M. in Th. —

Auf Ihren Vorschlag, welcher für Ihr edles Herz das schönste Zeugniß ablegt, können wir zu unserm innigsten Bedauern — nicht eingehen. Es ist traurig und doch nicht zu ändern: Weil wir nicht im Stande sind, auch durch Beiträge vieler unserer Abonnentinnen nicht — Allen unverschuldet Armen unserer nächsten Umgebung zu helfen, so müssen wir es auch aufgeben, in den Spalten unserer Zeitung zur Unterstützung für solche Unglückliche aufzufordern, welche unserm deutschen Vaterlande nicht angehören.

Reschuldigen Sie uns nicht der Ungherzigkeit, verehrte Frau, sondern denken Sie sich in unsere Lage; müßten wir nicht in dem abgehärmten Gesicht jeder armen Familienmutter den Vorwurf lesen: „Ihr habt Mitleid mit fremdem Unglück, warum nicht mit meinem?“ — Uebrigens können wir Ihnen mit Bestimmtheit die Versicherung geben, daß es Nichts bedürfte, um jenen Unglücklichen zu helfen, als die Veröffentlichung ihres unerdienten Glendes durch die Zeitungen Englands, welche jetzt ebenfalls stattgefunden.

Fr. Marie M.—r. in Dr. Sie gestatten uns wohl am „Bergheimnisch“ einige kleine Aenderungen; dann, so bald es der Raum gestattet. — Ebenso das dritte Räthsel.

Fr. Fr. W. in R. Für das Erstere danken wir; für das Andere würden unsere Leserinnen — danken.

S. und L. in Leipzig. Ja.

Fr. G. v. G. auf G.—u. Es ist uns bis jetzt nicht gelungen, das Recept zu dem „vortrefflichen Thorner gewöhnlichen“ zu finden, braunen Pfefferkuchen“ anzutreiben. — Sollten wir noch in den Weis kommen, so veröffentlichen wir es sofort.

Das „ausprobirte Recept zu französischen Pfefferkuchen, welche, wenn sie gut gebaden werden, von denen der Madame Defca-Michel nicht zu unterscheiden sind“, folgt in der heutigen Nummer unter der Rubrik: „Hauswirthschaft“.

Wollen Sie das am Schluß Ihres Briefes gegebene Versprechen erfüllen, so verpflichten Sie uns zu Dank.

Fr. Ch. M. in W. Den „unterhaltenden Theil des Bazar“ sollen wir auch noch mit „Arbeiten“ füllen? — Es werden zwar die verschiedensten, sich ganz widersprechende Wünsche laut, — aber ein derartiges Verlangen ist denn doch noch nicht an uns gestellt. — Der Stoff, den „die Mode“ und „die weiblichen Handarbeiten“ uns bieten, ist so ungeheuer, daß wir mit Leichtigkeit täglich eine Nummer des Bazar füllen könnten; aber wir sind der Meinung, daß das, was wir liefern, auch den fleißigsten Arbeiterinnen genügt und alle Fragen der Mode vollständig erledigt.

M. B. in W.—n. Ihr Brief vom 17. Februar ist uns leider zu spät zu Händen gekommen.

M. in Fern. Soll folgen.

L. F. in W.—n. Den Namen „Antonie“ werden Sie schon sehr oft gefunden haben. Das Uebrige wollen wir liefern. — Mischen Sie das Blau mit Gummi.

Fr. J. D. in B. Nr. 14 (Supplement) brachte das Dessin zu einem „Hautenfond.“ — Wir werden aber mehr dergleichen liefern.

G. R. in S. (Wesl.). Nr. 14 brachte schon Etwas; mehr folgt.

B. H. in Dresden. Nochmals: wir möchten mehr von ihnen hören.

Em. S. in Dr. Wir haben ein Bedenken. Das Wort, welches in Ihrer Aufgabe 12mal vorkommt, dürfen wir nicht allzuoft gebrauchen. — Es soll uns angenehm sein, wenn Sie Nehmliches folgen lassen.

M. L. in Tr.—t. Wir sind nicht im Stande, Ihnen hier ausführlich zu antworten. Aber Sie irren.

Frn. M. V. in B. Wenn sich irgend Raum findet.

Frn. G. W. L. in L. Für jetzt sind wir mit „Diesem“ mehr als hinlänglich versehen.

A. v. S. in St. Die Veranlassungen sind so vielfältiger Art, daß es geradezu unmöglich ist, das Verlangte angeben zu können. Wir werden im Laufe der nächsten Zeit verschiedene Mittheilungen darüber bringen.

Ludmilla in G. Wir hoffen von dem Gefandten bald Einiges zu drucken.

Frn. S. P. in T.—sch. Fräulein B. N. hat Recht gehabt. [2217]

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, sowie von allen Post-Ämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, sowie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.

Die Administration des Bazar.